Memoiren einer Favorite.

Von

Alexander Dumas.

Deutsch

von

A. Kretzschmar.

Autorisirte Uebersetzung.

Dritter Theil.





Pest, Wien und Leipzig, 1866.
A. Hartleben's Verlag.



Erstes Capitel.

Wir durchreisten einen Theil von Frankreich, Belgien und Deutschland. In Wien verweilten wir so lange, als Sir William Zeit bedurfte, um dem Kaiser Joseph dem Zweiten seine Huldigung darzubringen.

Er hatte schon früher die Ehre gehabt, demselben vorgestellt zu werden, als Seine Majestät vor vier Jahren incognito und ohne Gefolge unter dem Namen eines einfachen Edelmannes in Neapel gewesen war. Dann reisten wir weiter nach Venedig, Ferrara, Bologna und Rom.

In Rom beschloß Sir William mit meiner Einführung in die italienische Welt den Anfang zu machen.

Seine archäologischen Forschungen hatten ihn mehr als einmal in die, ich will nicht sagen Metropole der christlichen Welt, sondern in die Hauptstadt der Cäsaren geführt und er war mit den angesehensten Familien befreundet.

Zu Anfang des Frühjahres 1788 langten wir hier an.

Pius der Sechste saß seit dreizehn Jahren auf dem Stuhle des heiligen Petrus und war jetzt einundsiebzig Jahre alt.

Gerade in dem Augenblick, wo wir in Rom anlangten, bot sich mir eine Gelegenheit dar, ihn zu sehen.

Bekanntlich empfängt der Papst keine Frauen, sondern begegnet ihnen blos. Wenn irgend eine vornehme

fremde oder römische Dame den Pontifex zu sehen wünscht, so läßt sie ihn um diese Gunst bitten, und er läßt ihr in der Regel antworten, daß er an dem und dem Tage, zu der und der Stunde, wenn es Sommer ist, im Garten des Quirinal, und wenn es Winter ist, im Garten des Vatican spazieren gehen werde. Die Dame findet sich an dem bezeichneten Tage und zu der bezeichneten Stunde ein, begegnet Sr. Heiligkeit und empfängt den päpstlichen Segen.

Ich für meine Person konnte in meiner Eigenschaft als Protestantin nicht einmal auf eine solche Gunst hoffen, gleichwohl sollte ich auf einem noch einfacheren Wege dieser Ehre theilhaftig werden.

Die Directoren des Collegs der Propaganda hatten von dem Papst die Zusicherung erhalten, einer ihrer akademischen Disputationen beizuwohnen.

Für Sir William war nichts leichter als in seiner Eigenschaft als Gesandter Plätze zu erhalten. Da diese Plätze reservirte waren, so waren wir nicht genöthigt, lange an der Thür zu stehen oder zu warten, sondern brauchten uns erst gerade zur bestimmten Zeit einzufinden.

Kaum hatten wir Platz genommen, als ein großes Geräusch die Ankunft des heiligen Vaters verkündete.

Ich gestehe, daß ich sein Erscheinen mit großer Neugier erwartete.

Es möchte schwer gewesen sein, einen schöneren Greis zu sehen, als Pius der Sechste war. Sein früher so schönes blondes Haar war allerdings weiß geworden, wallte aber immer noch in anmuthigen Locken auf die Schultern herab. Das Gesicht sah ein wenig zu frisch aus, als daß man nicht einige Nachhilfe der Kunst hätte vermuthen sollen; die

Zähne aber waren schön und das Auge besaß eine merkwürdige Lebhaftigkeit.

An dem heutigen Tage war dieses Auge vielleicht lebhafter als gewöhnlich. Man erzählte sich leise, daß Se. Heiligkeit sich so eben einem jener Zornesausbrüche hingegeben, welche der Schrecken seiner ganzen Umgebung waren und die oft durch die unbedeutendste Ursache hervorgerufen wurden.

Er hatte nämlich zu der Feierlichkeit, welcher er beiwohnen sollte, bei seinem Schneider ein neues Kleidungsstück bestellt; eine unglückliche Falte an demselben beeinträchtigte die Regelmäßigkeit der Formen, auf die er so stolz war. Er machte dem armen Teufel darüber lebhafte Vorwürfe, welchen dieser eine demüthige Entschuldigung entgegenzustellen wagte. Diese Entschuldigung aber war trotz ihrer Demuth durch eine kräftige Ohrfeige zurückgewiesen worden. Der Schrecken mehr als der Schmerz hatte eine Ohnmacht herbeigeführt und der Schuldige war nur durch einen tüchtigen Aderlaß wieder zum Bewußtsein gebracht worden.

Die Ceremonie begann. Alles ging wunderschön, bis die Sitzung zu zwei Drittheilen vorüber war. Die Directoren des Collegiums ließen nun in der Meinung, dem Papste dadurch eine Freude zu bereiten, indem sie ihm zeigten, wie weit die Kirche ihre Herrschaft erstrecke, da sie selbst unter der heißesten Zone Anhänger zähle, einen jungen Neger von Congo auftreten und dieser neubekehrte Afrikaner begann eine Rede, welche mir sehr gut ausgearbeitet zu sein schien, die aber gleich in ihrem Eingange von dem heiligen Vater unterbrochen ward, indem er sich

erhob und sich unter unverkennbaren Zeichen der Unzufriedenheit entfernte.

Nach Verlauf von einigen Secunden ward die Ursache dieser plötzlichen Anwandlung von Uebellaune bekannt. Pius der Sechste hatte sich weder um die Schönheit der Rede, noch um Congo, noch um den Breitegrad bekümmert, unter welchem es lag. Er hatte nur Eines gesehen — einen sehr häßlichen Neger, dessen widerwärtige Physiognomie seine empfindlichen Sehorgane beleidigt hatte — und er hatte sich mit der Bemerkung entfernt, daß man ihm dergleichen Ungeheuer nicht wieder vor die Augen kommen lassen solle.

Dies war Alles, was die Directoren des Collegs der Propaganda durch ihre zarte Aufmerksamkeit gewonnen hatten.

Dafür hatte einige Monate früher, am 6. October 1787 — dieses Datum hatte sich wie das eines Festtages in die Erinnerung der ganzen Umgebung des Papstes eingegraben — die Vorsehung ihm eine große Freude bereitet. Die Prinzessin-Herzogin Signora Constanze Onesti war nämlich von einem derben Knaben entbunden worden.

Prinzessin-Herzogin nennt man in Rom die Gattin desjenigen der Neffen des Papstes, der von ihm zum Prinz-Herzog ernannt wird, die andern Neffen werden gewöhnlich Cardinäle.

Die Prinzessin-Herzogin, das heißt die Gemalin des Prinz-Herzogs Onesti Braschi, war, wie man behauptete, dem Papst in mehr als einer Beziehung lieb und werth, — erstens als Nichte, weil sie seinen Neffen geheiratet, und

zweitens als Tochter der Geliebten des Cardinals Rezzonico, der schönen Julia Falconieri.

Bei Gelegenheit des eben erwähnten Ereignisses hatten in Rom große Festlichkeiten stattgefunden und sämmtliche Cardinäle und Prälaten hatten ihre Freude und ihre Anhänglichkeit dadurch zu erkennen gegeben, daß sie die Prinzessin-Herzogin mit Geschenken überhäuften.

Der Gemal dieser Dame, den ich in den Soiréen, oder wie man dort sagt, den Conversazioni der Prinzessin Borghese, den am wenigsten langweiligen von allen römischen Conversationen — von dieser allgemeinen Langweiligkeit nehme ich jedoch die des alten Cardinals von Bernis aus, bei welchem man die ganze Ungezwungenheit des Landes fand, welches er repräsentirte — der Gemal dieser Dame, welcher ich, sage ich, in den Conversazioni der Prinzessin Borghese begegnete, war ein ziemlich schöner Mann von athletischem Körperbau und aus seiner kleinen Stadt Cesena herbeigekommen, um Prinz-Herzog zu werden. Seine Unwissenheit war eine wahrhaft patriarchalische, und wenn man in Rom von einem an den äußersten Grenzen des Blödsinns angelangten Menschen sprechen wollte, so sagte man: »Er ist so dumm wie der Prinz-Herzog.«

Das erste Mal, wo er nach seiner Ankunft von Cesena noch ganz stolz auf seine neue Würde und die Abstammung, welche ein römischer Gelehrter ihm ermittelt, sich bei der Prinzessin Borghese einfand, wünschte er ein Glas Wasser und bat die Herrin des Hauses darum.

Er stand, während er dies that, mit dem Ellbogen auf den Kaminsims gelehnt.

»Ziehen Sie zweimal die Klingelschnur, die hinter

Ihnen hängt,« sagte die Prinzessin zu ihm, »und Sie werden bekommen, was Sie wünschen.«

Der Prinz-Herzog gehorchte, ohne zu begreifen. Er kannte nicht den Gebrauch der Klingeln, welcher übrigens von Frau von Maintenon erfunden, nicht viel über hundert Jahre alt ist. Sein Erstaunen war daher groß, als er, sobald er die Schnur zweimal gezogen, einen Diener mit einem mit allerhand Erfrischungen beladenen Präsentirbret eintreten sah. Man mußte, um seine Neugier zu befriedigen, ihm den Mechanismus der Klingelzüge erklären, der, wie wir nicht unterlassen dürfen zu bemerken, seine Bewunderung in so hohem Grade erregte, daß er den ganzen Abend davon sprach.

Diese Bewunderung war so groß, daß der Prinz-Herzog, anstatt nach Hause zurückzukehren, sich nach dem Vatican fahren ließ und seinen Onkel aus dem Schlafe weckte, um ihm die von ihm gemachte Entdeckung mitzutheilen.

Der Papst, welcher im Bett lag, zog die zu Häupten seines Bettes hängende Klingelschnur und sagte zu dem herbeieilenden Kammerdiener:

»Geleitet Monsignore Onesti wieder hinaus, und ehe Ihr ihn ein andermal zu einer solchen Stunde einlaßt, erkundigt Euch erst, ob das, was er mir zu sagen hat, der Mühe verlohnt, daß man mich wecke.«

Diese Unwissenheit des Prinz-Herzogs erstreckte sich auf Alles. Wenige Tage nach dem eben erzählten Vorfall begegnete ich ihm bei der Marquise Bocca Paduli Gentili.

Man sprach von der englischen und französischen Literatur — von Shakespeare, Ben Johnson, Racine, Corneille und Molière.

Der Prinz-Herzog saß mit offenem Munde da. Er kannte keinen dieser Herren, sondern hörte sie jetzt zum ersten Mal nennen. Sir William nannte, als das Gespräch auf die, Ganganelli gewidmete Tragödie: »Mahomet« kam. den Namen Voltaire.

»Ach!« rief der Prinz-Herzog, indem er vor Freude in seinem Lehnstuhl emporhüpfte, »den kenne ich! Es ist ein deutscher Mönch, welcher der heiligen Kirche einen großen Schaden zugefügt hat.«

Der gute Mann verwechselte Voltaire mit Luther.

Uebrigens schien es, als ob ein Verhängniß diesen Dummkopf an unsere Schritte fesselte. Am nächstfolgenden Tage trafen wir uns an der Tafel des venetianischen Gesandten wieder. Man sprach von Wien und von der kaiserlichen Gemäldegallerie.

Der Prinz-Herzog rief, von einer schönen Anwandlung von Kunstenthusiasmus ergriffen:

»Wenn ich in Wien wohnte, so brächte ich mein ganzes Leben in dieser Gallerie im Anschauen der »Nacht« von Correggio zu.«

Einer sah den Andern an. Wir wußten Alle, daß die »Nacht« von Correggio von August dem Dritten, König von Polen und Churfürsten von Sachsen, der Gallerie von Modena abgekauft worden, und daß dieses Gemälde sich in Dresden befand.

Lord Harvey, Herzog von Bristol und Bischof von Derry in Irland, konnte sich nicht überwinden, einen solchen Beweis von Unwissenheit ungerügt hingehen zu lassen.

»In der That, Monsignore,« sagte er, »es thut mir leid, einem Mann von Ihrer Gelehrsamkeit widersprechen

zu müssen, ich zögere aber nicht, Ihnen zu versichern, daß Sie sich irren, und daß das Gemälde, welches Ihnen den Wunsch einflößt, in Wien zu wohnen, um es mit aller Muße betrachten zu können, sich in diesem Augenblick nicht in Wien, sondern in Dresden befindet.«

»Wie,« entgegnete der Prinz-Herzog, »wollen Sie die Sache besser wissen als mein Onkel, der es mir gesagt hat und der in seiner Eigenschaft als Papst unfehlbar ist?«

»Monsignore,« hob Lord Harvey wieder an, »der Grund, den Sie da anführen, ist nicht stichhältig. Ich bin protestantischer Bischof, und erkenne folglich die Unfehlbarkeit Ihres Onkels nicht an.«

Ich erwähnte vorhin den Stolz, welchen der Prinz-Herzog in Bezug auf den Stammbaum an den Tag legte, welchen man ausdrücklich für ihn erfunden und der selbst den hinter sich ließ, welchen der Advocat Nicolas David für die Herzoge von Guise erfunden und welcher die Abstammung derselben von Carl dem Großen herleitete.

Mit dem erstgedachten Stammbaume war es folgendermaßen beschaffen.

Angelo Braschi stammte aus einer edlen, aber armen Familie von Cesena. Seine Schwester hatte einen kleinen Bürger dieser Stadt, Namens Onesti, geheiratet, welcher Handelsgeschäfte trieb und nie auch nur den mindesten Anspruch darauf gemacht hatte, in die Carossen des Königs von Frankreich zu steigen.

Dennoch aber, als der Neffe des Papstes von diesem zum Prinz-Herzog ernannt ward, mußte man für ihn eine dieses Ranges würdige Abstammung ausfindig machen.

Zum Glück las ein Genealog in der lateinisch ge-

schriebenen Lebensgeschichte des heiligen Romualdus die Worte:

»Romaldus, ex honestis parentibus natus.«

Der Genealog faßte die Worte beim Schopfe, nahm das Beiwort honestis für den Familiennamen des Heiligen und ließ mit großem typographischen Luxus ein Werk drucken, in welchem er bewies, daß der heilige Romualdus aus einer Familie Onesti stamme, mit welcher der Neffe des Papstes in gerader Linie verwandt sei.

Kraft dieser, wie man leicht begreift unbestrittenen Genealogie empfing der Erstgeborene des Herzogs — das Kind, dessen Geburt am 6. October 1787 am Hofe von Rom so große Freude veranlaßt — von seinem Onkel in der Taufe den Namen Romoaldo.

Zweites Capitel.

Ich habe gesagt, daß die römischen Conversazioni sehr langweilig waren; ich hätte sagen sollen für die Andern, denn für mich boten sie ein so neues Schauspiel dar, daß sie amüsant oder vielmehr außerordentlich waren.

Die Römerinnen sind allerdings schön, unter dem Volke aber mehr als unter der Aristokratie. Oft findet man unter den Bäuerinnen der Umgegend von Rom Gestalten und Physiognomien, welche an die Madonnen Raphaels erinnern.

In den vornehmern Ständen sind die Schönheiten seltener und mein Erscheinen machte daher in den römischen Salons keine geringe Sensation.

Es war beinahe, als ob unter den Prälaten und Cardinälen eine Revolution zum Ausbruche kommen sollte.

Ich muß hier zunächst sagen, was eine römische Soirée gewöhnlich ist, wenn nicht durch ein großes Ereigniß wie meine Gegenwart ein Grad von Leben und Aufregung hineingebracht wird.

Die römischen Abendgesellschaften richten sich natürlich nach dem Geist der Regierung und des Priesterthums. Die Zeit vergeht damit, daß man den Anforderungen der Etiquette genügt und wenn auch zuweilen das Herz dabei interessirt ist, so ist doch der Geist es niemals. Ueberall stößt man auf Zwang, die Heiterkeit existirt hier nicht, nicht einmal unter den jungen Leuten. Da die Furcht in Aller Herzen lebt, so leuchtet auch das Mißtrauen aus Aller Augen. Anstatt sich freimüthig auszusprechen, wie man in Frankreich und in England zu thun pflegt, sieht man sich an, mustert sich und schweigt, aus Furcht sich zu compromittiren.

Die Fremden sind natürlich nicht von denselben Befürchtungen beseelt, das eisige Wesen der andern erkältet aber auch sie. Die ganze Gesellschaft hat das Ansehen einer ungeheuren Uhr, deren Räder stehen geblieben sind und sich blos von Zeit zu Zeit in Folge eines Stoßes in Bewegung setzen, um wieder stehen zu bleiben.

Zum Glück spielt man und zwar hoch; obschon ich aber gern spielte, so zog ich es doch vor, das zu studiren, was ich hier vor Augen hatte, denn ich meinte, zu der Karte könnte ich immer noch zeitlich genug zurückkehren.

Wenn die Herrin des Hauses nicht spielt, so bemäch-

tigt sie sich einer Eminenz oder eines Ministers und plaudert mit ihm so lange, als die Soirée dauert.

Die andern mit irgend einer Würde bekleideten Personen machen es eben so und diese Zwiegespräche werden, so zahlreich sie auch sind, so ernst und leise gepflogen, daß man mitten unter fünfzig Personen eine Fliege schwirren hört.

Die Unbeweglichkeit aller dieser Leute erinnerte mich an die der altrömischen Senatoren, die auf ihren curulischen Stühlen saßen und von der Hand der Gallier den Tod erwarteten.

Wenn es drei oder vier Cardinäle unter der Gesellschaft gibt, so wird die Sache für die Zuschauer sehr unbequem. Die vornehmen Eminenzen spazieren unaufhörlich hin und her. Man muß ihnen stets Platz machen, sich, wenn sie an einem vorbeikommen, tief verbeugen und sich in Acht nehmen, daß man nicht auf die ungeheure Schleppe ihres Gewandes trete. Die einfachen Prälaten, welche sie umgeben, gehen stets gebückt wie Parenthesen und schenken jeder Redensart Beifall, welche die Eminenz ihrem geheiligten Munde entfallen zu lassen geruht.

Meine Ankunft in Rom und meine Einführung in die Gesellschaftskreise hatte, wie ich schon gesagt, eine förmliche Revolution hervorgerufen. Die Eminenzen bildeten, anstatt auf und ab zu spazieren, wie der »eingebildete Kranke« Molière's, einen Kreis um mich, und da ich geläufig italienisch sprach und von ihnen nur sehr wenige französisch und keiner englisch, so waren sie nicht wenig erfreut, mir ihre gleichzeitig faden und übertriebenen Complimente in ihrer Muttersprache machen zu können.

Einer meiner eifrigsten Courmacher war Lord Harvey, Bischof von Derry, und da er mit mir englisch sprach, da seine Conversation, wenn auch nicht gerade viel Geist und Witz, doch etwas Originelles hatte, und da wir beiderseitig über die Dinge lachten, die von uns gesprochen worden, so waren die Eminenzen und ultramontanen Größen, welche uns umgaben, sehr ärgerlich darüber.

Die angenehmsten von allen Soiréen waren die bei der Marquise von Santa Croce. Allerdings empfing sie in ihrem engern Cirkel — und in diesen ward ich in Folge der politischen Stellung meines Gemals eingeführt — nur eine gewählte Gesellschaft, die fast ganz aus dem diplomatischen Corps bestand.

Ich hatte darauf bestanden, der Marquise von Santa Croce vorgestellt zu werden, denn ich wußte, daß man um zehn Uhr Abends in ihren kleinen Soiréen den Cardinal von Bernis antraf und ich wünschte diesen liebenswürdigen Greis kennen zu lernen, dessen Gedichte, welche er seine Jugendsünden nannte, ich gelesen hatte.

Der Cardinal von Bernis zählte damals dreiundsiebzig Jahre und hatte von seinem Witze, ja ich möchte beinahe sagen auch von seiner Jugend noch nichts verloren. In Rom trug er den Titel eines Beschützers von Frankreich.

Man weiß, daß er, nachdem er eine Rolle in der europäischen Diplomatie gespielt, in den geistlichen Stand trat, den Titel Abbé annahm, nach Paris ging, dort galante Verse drucken ließ, der Frau von Pompadour gefiel, mit neunundzwanzig Jahren Mitglied der Akademie ward nach dem Tode des Cardinals Fleury schnell Glück machte,

zum Gesandten in Venedig ernannt und später Cardinal ward.

Er war es, der als Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Allianztractat mit Oesterreich unterzeichnete und während des siebenjährigen Kriegs in Ungnade fiel, weil er gegen die Meinung der Frau von Pompadour zum Frieden gerathen.

Als Frau von Pompadour im Jahre 1764 starb, ward der Cardinal von Bernis zum Erzbischof von Alby und fünf Jahre später zum Gesandten in Rom ernannt.

In den ersten Jahren seines Aufenthaltes hier spielte er eine sehr glänzende Rolle, und obschon Spanien in Rom den herrschenden Einfluß wieder gewonnen, so hatte der Cardinal doch durch seine persönlichen Eigenschaften Frankreich in einer guten Stellung erhalten.

Gleich an dem Tage, wo wir ihm vorgestellt wurden, lud er uns für den nächstfolgenden zur Tafel.

Wir wußten im Voraus, daß diese Tafel eine ganz vorzügliche war, und daß, den Gewohnheiten des römischen Bedientengesindels ganz entgegen, die Lakaien sich von den Gästen nicht den Preis der Mahlzeit bezahlen ließen, welche letztere am Tage vorher zu sich genommen.

Der Cardinal führte ein großes Haus. Er hielt offene Tafel und wer ihm einmal vorgestellt worden, hatte für immer sein Couvert bei ihm.

Dieser täglich wiederkehrende Aufwand, die Feste, die er gab, führten ihn geraden Weges seinem Ruin entgegen, um so mehr, als seine mit der Verwaltung seiner Güter in Frankreich beauftragte Familie jedes Jahr, um ihm keinen Ertrag schicken zu müssen, bald eine Dürre, bald eine Ueber-

hwemmung erfand. Was von diesen Landplagen verschont ieb, ward durch angeblich nothwendige Baureparatun verschlungen.

Der liebenswürdige Greis erzählte mir dies Alles ıchend, und indem er mit mir kokettirte.

»Zum Glück,« sagte er, »bin ich dreiundsiebzig Jahre alt, nd so lange ich lebe, wird mein Vermögen wohl noch reichen.«

Leider täuschte sich der würdige Mann. Als er drei ahre später wegen seiner Opposition gegen die französische tevolution zurückgerufen und seines ganzen Vermögens be- aubt ward, sah er sich, der bis jetzt ein jährliches Einkommen on einhunderttausend römischen Thalern gehabt, in sehr eschränkte Umstände versetzt und hätte ohne die Unterstü- ung, welche der Chevalier Azara, sein Freund, ihm beim paniſchen Hofe auswirkte, geradezu Mangel leiden müssen.

Wir trafen bei dem Cardinal von Bernis diesen wür- igen Spanier, in Bezug auf dessen Redlichkeit und Cour- oisie in Rom nur eine Stimme war.

Er und sein Hof — der Carls des Dritten — war ugenblicklich mit dem Papst ein wenig gespannt und zwar ı Folge einer kleinen Escamotage, welche Letzterer sich er aubt, und in Bezug auf welche Azara trotz aller Bitten och keine Genugthuung hatte erlangen können.

Bekanntlich ward die Gesellschaft Jesu im Jahre 767 aus Spanien und Neapel verbannt und endlich im Jahre 1773 von Clement dem Vierzehnten unterdrückt, velcher diesen Act nur um zwei Jahr überlebte.

Obschon der König Carl der Dritte gegen die guten Väter keinen geringen Groll hegte, weil sie schon von seiner Geburt an das Gerücht verbreitet, er sei der Sohn des Car-

dinals Alboni und nicht der Philipps des Fünften, so hatte seine Rache sich doch darauf beschränkt, daß er sie aus seinen Staaten verbannte und auch aus denen seines Sohnes Ferdinand verbannen ließ. Dabei fuhr er fort, ihnen ihre Pensionen in vortrefflichen spanischen Piastern zu bezahlen, welche in Italien und besonders in Rom, wo das Gold fürchterlich gefälscht ist, einen Mehrwerth hatten.

Nun war in Civita Vecchia ein von dem Hofe in Madrid abgesendetes, mit Piastern beladenes Schiff angekommen.

Diese Piaster waren zur Bezahlung der Pensionen der Verbannten bestimmt.

Pius der Sechste ließ sie in der Münze deponiren.

Als das Geld einmal hier war, ließ er, anstatt es unter die guten Väter zu vertheilen, es einschmelzen, mischte ein Viertheil geringhaltiges Metall darunter, ließ Paoli, Papeti, Carlini und Testoni daraus schlagen und bezahlte die Jesuiten mit diesem erbärmlichen Gelde, so daß er, wie Jenkens, Sir Williams Bankier, uns versicherte, mehr als fünfundzwanzig Procent daran gewann.

Die Jesuiten und der Chevalier Azara mochten reclamiren, wie sie wollten; sie fanden kein Recht. Endlich richteten sie eine Bittschrift an den König Carl den Dritten und baten ihn, sie später direct durch die Hände des spanischen Gesandten auszahlen zu lassen.

Es ist dies jedoch noch nichts im Vergleich mit dem, was man von den Mitteln erzählte, welche jener Papst anwendete, um sich Geld zu verschaffen oder vielmehr um das Vermögen des Prinz-Herzogs und des Cardinals Onesti, seiner beiden Neffen, zu vermehren, denn der Krebs des Nepotismus nagte ihn ab bis auf die Knochen.

Im Augenblicke unserer Ankunft in der ewigen Stadt stand Pius der Sechste im Begriff, trotz seiner weltlichen und geistlichen Macht, einen Proceß zu verlieren, den er, wenn derselbe blos ungerecht gewesen wäre, zehnmal gewonnen hätte.

Unglücklicherweise aber war dieser Proceß geradezu ruchlos.

Die Thatsache war folgende:

Es gab in Rom einen Lastträger aus der Umgegend von Mailand, welcher durch seine Arbeit, echte Lastträgerarbeit, die fabelhafte Summe von achthunderttausend römischen Thalern oder vier Millionen vierhunderttausend Francs französisches Geld zusammengebracht hatte.

Dieser Lastträger hieß Levi.

Er hatte drei Söhne Amasis, Giuseppe und Giovanni.

Er theilte sein Vermögen unter sie und stellte dabei die Bedingung, daß das Vermögen eines jeden ohne männliche Kinder sterbenden Bruders wieder an die andern zurückfallen sollte.

Giovanni, der älteste der Söhne, starb einige Zeit nach seinem Vater, ohne Kinder zu hinterlassen. Giuseppe war der zweite, welcher starb, und er hinterließ eine Tochter Anna Maria.

Es blieb nun noch der dritte, Amasis übrig, welcher Priester geworden und folglich keine Aussicht für männliche Kinder hatte.

Dem Rechte nach hätte nun Alles, selbst das Erbtheil des Priesters, der Tochter zufallen sollen, da ja keiner der Verstorbenen männliche Kinder hinterlassen hatte. Der Priester aber behauptete, Alles gehöre ihm und bemächtigte sich in der That des ganzen Vermögens, zum Nachtheil Anna Maria's, deren Mutter er nicht leiden konnte.

Anna Maria machte einen Proceß gegen ihren Onkel anhängig.

Der Priester wußte durch seinen Einfluß Zeugen aufzutreiben, welche aussagten, Anna Maria sei nicht von legitimer Geburt.

Diese List hatte kein anderes Resultat, als daß dadurch die öffentliche Meinung aufgeregt ward.

Das Gerücht von diesem Processe kam auch zu Ohren des Papstes, der hier ein gutes Geschäft witterte. Er beauftragte einen gewissen Nardini, Amasis den Cardinalshut und eine Rente zu bieten, über deren Höhe man sich verständigen würde. Man machte Amasis bemerklich, da das ganze Vermögen von seinem Vater in den Staaten des Papstes erworben worden, es nicht mehr als recht sei, wenn es, mit Abzug des Antheils, welcher ihm, Amasis, zuerkannt werden würde, an den heiligen Stuhl zurückfiele.

Amasis sah in diesem Vorschlag ein Mittel, um zugleich seinen Stolz und seinen Haß zu befriedigen. Er schenkte dem Papst sein sämmtliches Besitzthum und stellte die Entscheidung der Entschädigungsfrage seiner Großmuth anheim.

Der Papst setzte sofort den Prinzen-Herzog in den Besitz dieses Vermögens, vergaß aber die Amasis versprochene Rente eben so wie den Cardinalshut. Amasis reclamirte, aber vergeblich.

Nun begann er zu bereuen, ohne Nutzen für sich eine schlechte That begangen zu haben. Er errichtete deshalb ein Testament, in welchem er erklärte, die Schenkung, welche er dem Papste gemacht, sei das Resultat hinterlistiger Rathschläge, und hinzufügte, er habe besonders sich von dem Haß leiten lassen, den er gegen seine Schwägerin ge-

hegt, die er nun um Verzeihung bat, indem er sein Verbrechen gestand und die gemachte Schenkung widerrief.

Nardini, der päpstliche Agent, dem man ohne Zweifel ebenfalls vergessen, seine Courtage zu bezahlen, machte nun gemeinschaftliche Sache mit Amasis, indem er erklärte, er bereue, sich zum Werkzeuge des Papstes hergegeben und ihm diese abscheuliche That vollbringen geholfen zu haben.

Das Testament Amasis' und die Geständnisse Nardini's wurden bald öffentlich bekannt und man begann von allen Seiten zu murren. Der Papst begnügte sich jedoch zu antworten, die von Amasis zu seinen Gunsten geübte Freigebigkeit sei ein Wunder des Apostels Petrus und es komme ihm nicht zu, sich dem Wohlwollen zu widersetzen, welches der Heilige für seinen Nachfolger bewahre.

Da zu der Zeit, wo dies geschah, der Papst bereits einundsiebzig Jahre zählte, so begnügten Anna Maria und ihre Mutter sich damit, daß sie die besten Advocaten Roms eine Consultation abhalten ließen und dieser gemäß beschlossen, den Tod des Papstes abzuwarten, und den Proceß nicht gegen diesen, sondern gegen den Prinz-Herzog anhängig zu machen.

Dieser Beschluß erschreckte Pius den Sechsten. Wenn er todt war, so war Niemand mehr da, welcher das ganze Gewicht seiner Macht in die Wage geworfen hätte, welche eine alte mythologische Tradition der Göttin der Gerechtigkeit in die Hand giebt.

Er zwang daher Anna Maria, ihre Rechte sofort geltend zu machen und den Proceß gegen ihn zu beginnen. Das Interesse, welches das arme Kind einflößte, dem man

sein rechtmäßiges Erbe rauben wollte, ward so allgemein, und die Ungerechtigkeit, gegen welche es reclamirte, war so augenscheinlich, daß die Richter dem Papst mittheilten, sie könnten nicht anders als gegen ihn erkennen, weshalb sie ihm riethen, sich mit der Klägerin zu vergleichen.

Der Papst hatte demzufolge Anna Maria gewisse Eröffnungen machen lassen.

So weit war die Sache gediehen. Man sagte, Anna Maria würde die Hälfte des Vermögens ihres Großvaters annehmen und die andere Hälfte dem Prinz-Herzog überlassen, welcher auf diese Weise von vier Millionen vierhunderttausend Francs zwei Millionen zweihunderttausend behielt. Dies hieß vielleicht nicht sich mit Ehren, jedenfalls aber mit gutem Gewinn aus der Sache ziehen.

Drittes Capitel.

Man begreift, daß bei meiner Vorliebe für das Theater ich sofort nach meiner Ankunft in Rom Sir William bat, mich ins Schauspiel zu führen. Meine Neugier war um so unwiderstehlicher, als ich hatte erzählen hören, daß hier die Gewohnheit herrsche, die Frauenrollen durch Knaben spielen zu lassen.

Uebrigens weiß ich nicht, ob man die amphibischen Wesen, welche hier die Stelle der Frauen vertreten, Knaben nennen kann. Bei den Griechen, diesen leidenschaftlichen Verehrern der Schönheit, hatte die plastische Träumerei den Hermaphroditen, die Verschmelzung aller Schönheiten

beider Geschlechter und welcher gleichzeitig Hebe und Ganymed war, erfunden.

Die Römer dagegen haben ein ganz besonderes Wesen erfunden, welches weder dem einen noch dem andern Geschlecht angehört und welches weder Hebe noch Ganymed ist. Für diese seltsamen Wesen begehen die römischen Prälaten jedes Alters dieselben Thorheiten, welche unsere jungen Herren in London und Paris für die Damen der Oper begehen.

Sir William führte mich in das Theater Belle. Man gab hier »Armida« von Gluck, und die Rolle der Armida ward von einem jungen Sänger gegeben, welcher sich damals der Gunst der römischen Prälatur im höchsten Grade erfreute.

In dem Augenblicke, wo er auf der Bühne erschien — und ich gestehe, wenn man mir es nicht vorher gesagt, so hätte ich darauf gewettet, daß es eine Frau und zwar eine hübsche Frau sei — in dem Augenblicke, wo er auf der Bühne erschien, sage ich und ehe er noch einen einzigen Ton gesungen, brach das ganze Haus in einen wüthenden Beifallssturm aus.

Ernste Prälaten, alte Cardinäle, deren schroffer Anblick mich betroffen gemacht, schienen mir nahe daran zu sein, vor Wohlbehagen ohnmächtig zu werden, als dieser — als dieses — ich weiß wirklich nicht, wie ich sagen soll — als dieses Object aus den Coulissen heraustrat.

Sein Erfolg war ein unermeßlicher.

Wir hatten in unserer Loge den Cardinal Braschi Onesti, jüngsten Bruder des Prinzen-Herzogs, welcher, kaum von einer schweren Krankheit erstanden,

hatte, eine Leidenschaft für diesen zweiten Sporus habe für einen Reconvalescenten nichts Gefährliches. Er erzählte uns mit Stolz, daß die Krankheit, welche er überstanden, durch eine vollständige Erschöpfung der Kräfte herbeigeführt worden und zwar in Folge einer Orgie, bei welcher er gewettet, es mit den fünf größten Trinkern und den fünf schönsten Courtisanen Venedigs aufzunehmen.

Er hatte beinahe den Tod davon gehabt, aber doch seine Wette gewonnen.

Der Cardinal Braschi Onesti war einer der eifrigsten Anbeter des Wunders des Tages. Er erbot sich, Sir William Hamilton in die Loge der seltsamen Armida zu führen, und ihn der Toilette der Zauberin beiwohnen zu lassen, welche zwischen dem ersten und zweiten Act das Costüm wechselte.

Ich fragte, ob auch Damen mit dabei sein könnten.

Er antwortete mir, dies sei allerdings nicht gebräuchlich, ganz gewiß aber würde ich in meiner Eigenschaft als Fremde von dem Signor Veluti — so hieß er — freundlichst empfangen werden, besonders wenn ich mich dazu ver-verstünde, ihm einige Complimente zu machen. Uebrigens sei Signor Veluti ein großer Verehrer schöner Frauen.

Der Cardinal ließ uns die Verbindungsthür zwischen dem Zuschauerraum und der Bühne öffnen. Wir gingen quer über diese hinweg und kamen in den Corridor, welcher nach der Loge der Armida führte. An der Thür war großes Gedränge und der Corridor gedrängt voll.

Beim Anblick des Neffen des Cardinals aber öffneten sich die Reihen, die untergeordneten Anbeter drückten sich an die Wände und man ließ uns vorbei.

Wir traten in eine ganz mit himmelblauem Atlas ausgeschlagene Loge, welche in Bezug auf Eleganz mit dem Boudoir einer Modedame wetteifern konnte.

Das Idol saß vor seinem Altar, das heißt bei seiner Toilette. Es empfing den Cardinal-Neffen mit dem reizendsten Lächeln und fragte ihn, wie er es wagen könne vor ihm zu erscheinen, ohne ihm einen Blumenstrauß oder eine Schachtel Bonbons mitzubringen. Der Cardinal Braschi Onesti zog von seinem kleinen Finger einen vielleicht tausend römische Thaler werthen Brillantring, steckte ihn an den Zeigefinger des Signor Veluti und bat ihn, diesen Ring anstatt eines Bouquets anzunehmen. Da er, sagte er, die Ehre gehabt, den Gesandten und die Gesandtin von England in das Theater zu begleiten, so habe er nicht gewußt, ob es ihm diesen Abend möglich sein würde, ihm sein Compliment zu machen. Sir William und Lady Hamilton hätten jedoch gewünscht, den großen Sänger, dem sie Beifall gezollt, in der Nähe zu sehen und er, Braschi, habe diese Gelegenheit benutzt, um seinem Lieblingskünstler das Vergnügen zu bezeigen, welches dieser ihm in dem ersten Acte der »Armida« bereitet.

Nachdem der Cardinal dies gesagt, stellte er uns den Signor Veluti vor, welcher Sir William Hamilton die Ehre erzeigte, ihm die Hand zum Kusse zu reichen, während er mich einlud, Platz zu nehmen.

Sei es nun, daß unsere Eigenschaft als Fremde in seinen Augen uns zur Empfehlung gereichte, sei es, daß er sich geschmeichelt fühlte, den Besuch des Gesandten einer Macht ersten Ranges zu empfangen, kurz der Signor Veluti war gegen uns äußerst liebenswürdig. Er warf mir

die zärtlichsten Blicke zu und sagte, wenn wir es erlaubten, so würde er sich glücklich schätzen, unsern Besuch zu erwiedern.

Man kann sich denken, daß wir uns wohl hüteten, eine solche Gunst abzulehnen.

Dann bat er, indem er sich besonders mit mir beschäftigte, mich, ihm den Namen des Opiats zu nennen, womit ich mir die Lippen riebe und die Flüssigkeit, womit ich mir die Zähne spülte. Ich antwortete ihm, daß ich mich für die Zähne nie eines andern Mittels bedient hätte, als eben des reinen Wassers, und was meine Lippen beträfe, so hätten dieselben von Natur die Farbe, die er daran sähe.

Der Signor Veluti rief, ein solches Wunder sei unmöglich, ergriff die Kerze und bat mich um Erlaubniß, meine Lippen und meine Zähne in der Nähe zu betrachten — eine Musterung, die ich mir bereitwillig gefallen ließ, und nach welcher Signor Veluti erklärte, ich sei sicherlich eine der schönsten Personen, die er jemals gesehen.

Dann kehrte er, wahrscheinlich in der Meinung, mir durch diese Schmeichelei seinen Tribut der Gastfreundschaft entrichtet zu haben, zu seiner Toilette zurück, kokettirte mit seinen Bewunderern und ließ von Zeit zu Zeit eine anmuthige Roulade hören, welcher von den Zuhörern enthusiastischer Beifall gespendet ward.

Es war seltsam, zu sehen, welche Mühe diese Zuhörer, die beinahe sämmtlich der hohen Prälatur angehörten, sich gaben, um von der falschen Armida ein Lächeln, einen Blick, ein Wort zu erobern. Der Eine hielt ihm seinen Kranz von Rosen, der andere seinen Zauberstab, dieser das Gewebe, welches seine Reize nicht bedecken, sondern

durchschimmern lassen sollte, jener den kleinen Mantel, welcher diese himmlische Stimme vor den Luftströmungen schützen sollte, welche nachtheilig darauf einwirken konnten.

Ich saß da, ich sah, ich hörte, ich glaubte zu träumen.

Ich lächelte unwillkürlich über diese Beweise von Ehrerbietung, die von Männern, welche das Volk als ehrwürdige Persönlichkeiten betrachtete, diesem Idol gegeben wurden, welches jener unzähligen Menge falscher Götter in dem Pantheon menschlicher Ketzereien eine unglaubliche Einheit mehr hinzufügte.

Der Augenblick, wo Armida wieder auf der Bühne erscheinen mußte, war da, die Klingel des Inspicienten ließ sich für die gemeinsamen Märtyrer hören; für den Signor oder die Signora Veluti, wie man will, erfolgte die Aufforderung mündlich durch den Regisseur und mit allen Kennzeichen von Ehrerbietung, die er einer wirklichen Königin bewiesen haben würde.

Die schöne Armida nahm sich nur mir allein gegenüber die Mühe, sich wegen ihrer gezwungenen Abwesenheit zu entschuldigen, dann berührte sie mich mit ihrem Zauberstabe und sagte:

»Schöner als Sie sind, kann ich Sie nicht machen, wohl aber kann ich für Sie thun, was die Sibylle von Kumä, welche zu besuchen Sie im Begriffe stehen, von Apollo vergessen hatte zu verlangen. Ich kann nämlich durch meine Zauberkunst machen, daß Sie ewig schön bleiben.«

Dann machte die Zauberin, indem sie einige Worte sprach, welche eine cabbalistische Formel sein sollten, mir eine weibliche Reverenz und entfernte sich, indem sie sich

hin und her wiegte und eine Cadenz hören ließ, an deren Reinheit und Wohlklang sich allerdings nichts aussetzen ließ.

Ich verließ das Zimmer Armida's stumm vor Erstaunen und kehrte in meine Loge zurück, die sich so nahe an der Bühne befand, daß ich von dem Signor oder der Signora Veluti wieder erkannt ward und diese die Güte hatte, während des noch ganzen übrigen Abends mir Beweise ihrer Aufmerksamkeit zu geben, sei es, indem sie ihre schwierigsten Passagen an mich richtete, sei es, indem sie ihre mörderischsten Blicke nach mir schleuderte.

Am nächstfolgenden Tag empfing ich den Besuch des Grafen von Bristol, welchem ich die fabelhaften Ereignisse des vorigen Abends erzählte. Er fing an zu lachen und erzählte mir, daß es in Rom unter der hohen Prälatur eine achte Todsünde gäbe, welche man die noble nenne.

Wie groß auch meine Neugier war, den Signor oder die Signora Veluti in der Nähe und bei Tag zu sehen, so ließ ich ihn doch, als er fünf Uhr Nachmittags in einem eleganten Abbécostüme erschien, mit der Entschuldigung abweisen, daß die Vorbereitungen zu meiner Abreise es mir unmöglich machten, irgend welchen Besuch zu empfangen.

In der Nacht, welche dieser Abreise vorangiug, ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall, welcher von der Art und Weise, auf welche damals in Rom die Polizei gehandhabt ward, einen Begriff geben kann.

Kaum fünfzig Schritte von unserm Hotel, auf dem sogenannten Spanischen Platze, war bei Rovaglio, dem Uhrmacher des Vaticans, gegen zwei Uhr Morgens ein Einbruchdiebstahl versucht worden. Der Uhrmacher, sein

Sohn und zwei Diener hatten sich zur Wehre gesetzt. Einer der Räuber war auf dem Platze geblieben und einen zweiten hatte man sterbend an der Ecke der Straße del Babuino liegend gefunden.

Am nächstfolgenden Tage erfuhr man, auf welche Weise Rovaglio sich selbst Gerechtigkeit verschafft hatte.

Es war nicht das erste Mal, daß man bei diesem Manne einzubrechen versucht, dessen Kaufladen, wie man wußte, einen reichen Vorrath von Uhren und Schmucksachen enthielt. Schon zweimal hatte er durch das Geräusch, welches er im Innern des Ladens gemacht, dergleichen Versuche vereitelt.

Jedesmal hatte er dann die Polizei davon benachrichtigt. Der mit dem Departement der öffentlichen Sicherheit betraute Prälat Busca hatte aber nur mit schönen Redensarten geantwortet, ohne irgend welche Maßregel gegen die Diebe anzuordnen.

Als Rovaglio sich auf diese Weise von der Behörde, die ihn hätte beschützen sollen, verlassen sah, richtete er, als er eines Tages in den Vatican ging, um die Uhren zu stellen, es so ein, daß er dem Papste begegnete, dem er Alles erzählte, worauf er ihn um directen Beistand gegen die Industriellen bat, welche sich mit gewaffneter Hand in sein Geschäft zu mischen suchten.

»Mein lieber Rovaglio,« antwortete ihm der Papst, »ich nehme an der kritischen Lage, worin Sie sich befinden, aufrichtig Theil, aber ich kann nichts thun. Da Monsignore Busca Sie nicht beschützen will, so kann ich ihn auch nicht zwingen, es zu thun; schützen Sie sich lieber selbst.«

»Aber wie soll ich das thun?« fragte Rovaglio.

»Legen Sie sich mit Ihren Söhnen und Dienstleuten gut bewaffnet, sei es im Laden selbst oder hinter der Thür, in den Hinterhalt und wenn die Bösewichter wiederkommen, um Sie zu berauben, so schießen Sie dieselben nieder. Mögen Sie deren tödten, so viel Sie wollen — ich ertheile Ihnen im Voraus Absolution.«

Rovaglio war dem Rathe des Papstes gefolgt; er hatte sich selbst geschützt und zwei Banditen getödtet.

Der Papst hielt Wort und ertheilte ihm für diese beiden Mordthaten öffentliche Absolution.

Viertes Capitel.

Ich kann Rom nicht verlassen, ohne hier noch einige Bemerkungen über die Menschen und die Ereignisse einzuschalten. Der Vergleich, den ich zwischen unseren nordischen Sitten und denen des Südens anstellte, prägte sich meiner Erinnerung so tief ein, daß jetzt, nach dreißig Jahren, das Gemälde der Personen und der Ereignisse unter meiner Feder eben so genau wieder zum Vorschein kommt, als wenn ich die Zeilen, die man sogleich lesen wird, auf der Durchreise in Rom im Jahre 1788 geschrieben hätte.

Was mir bei meiner Ankunft in Rom zunächst auffiel, war der große Unterschied, den ich hier zwischen den Preisen aller Dinge bemerkte. Eine Miethequipage kostet in London eine Guinee den Tag, in Paris achtzehn Francs, in Rom blos sieben oder acht Francs.

Dasselbe Verhältniß findet in Bezug auf die Hotels statt. In London kostet eine einigermaßen hübsche Woh-

nung eine Guinee täglich, in Paris fünfzehn Francs, in Rom kaum zehn Francs.

Theuer ist in Rom weder der Wagen, noch die Wohnung, noch auch die Beköstigung — man speist allerdings auch ganz abscheulich — sondern nur die buona mano oder mit andern Worten das Trinkgeld. Man kann bei einem vornehmen Mann weltlichen Standes, bei einem Cardinal oder bei einem Priester keinen Besuch machen, ohne daß den nächstfolgenden Tag die Diener in corpore einem in's Haus kommen, um sich ein Geschenk zu erbitten.

Der Erzbischof von Wien hatte Sir William ein Packet an den Cardinal Buoncampagno mitgegeben. Sir William, welcher keinen Grund hatte, diesen Prälaten zu sprechen, obschon derselbe der Bruder des regierenden Fürsten von Piombino war, ließ, als er durch die betreffende Straße fuhr, das Packet durch seinen Kammerdiener abgeben. Am nächstfolgenden Tage kam ein großer Bengel in der Livrée des Cardinals, um Sir William im Namen seines Herrn guten Tag zu wünschen und um ihn in seinem eigenen um eine buona mano zu bitten.

Sir William antwortete, er habe dem Cardinal Buoncampagno keineswegs einen Besuch gemacht, sondern sich darauf beschränkt, ihm ein Packet zuzustellen, dessen Besorgung er aus reiner Gefälligkeit übernommen. Es käme daher eher dem Cardinal zu, Sir Williams Kammerdiener ein Trinkgeld zu geben, als Sir William dem Kammerdiener des Cardinals ein solches zu verabreichen.

Der Wicht beharrte nichtsdestoweniger immer noch auf seinem Verlangen. Sir William aber ließ ihm die Thür vor der Nase zuschlagen.

Sir Williams Bankier in Rom war ein zu seltsamer Mensch, als daß ich nicht im Vorübergehen einige Worte über ihn sagen sollte. Er hieß Thomas Jenkens, war geborner Engländer und hatte anfangs die Malerei studirt. Da er jedoch bemerkt, daß er stets ein nur mittelmäßiger Künstler bleiben würde, so begnügte er sich, während er das Bankierhandwerk ausübte, ein geschickter Kenner zu bleiben, der in der Theorie alles dessen, was auf Malerei und Zeichenkunst Bezug hat, gründlich bewandert war.

Dabei war er zugleich ein Archäolog, dessen Urtheil in Bezug auf Cameen und geschnittene Steine als beinahe unfehlbar betrachtet ward. Niemand verstand besser als er über ein Basrelief, über eine Statue oder eine Büste zu sprechen, wie beschädigt der Gegenstand auch durch sein Verweilen in der Erde oder durch das Werkzeug des Arbeiters, der es ausgegraben, sein mochte.

Um sein Lob vollständig zu machen, will ich noch bemerken, daß er oft von dem Cardinal Alexander Albani — den man nicht mit dem Cardinal Francesco verwechseln darf — von dem berühmten Winkelmann, dem Verfasser der »Geschichte der Kunst bei den Alten«, und von dem berühmten Raphael Mengs, einem der besten Maler der neuern Schule, der nun seit zehn Jahren todt war, zu Rathe gezogen ward.

Diese Verbindung des Handels mit Statuen, Cameen und Medaillen mit den Geschäften eines Bankiers hatte Jenkens zu einem der reichsten Capitalisten Roms gemacht.

Sir William entnahm von ihm nicht blos das Geld, dessen er zur Fortsetzung seiner Reise bedurfte, sondern

kaufte ihm auch zwei oder drei seiner schönsten Ringe und Cameen ab, die er mir zum Geschenk machte.

Bei dieser Gelegenheit war ich Zeuge der Art und Weise, auf welche Jenkens verkauft, und die Erinnerung daran ist unauslöschlich in mir zurückgeblieben.

Wenn der Gegenstand, den man Jenkens abkaufen wollte, eine Medaille war, so begann er damit, daß er die Geschichte des Ereignisses oder der Person erzählte, worauf sie Bezug hatte, worauf er in einer mit großem Pathos gehaltenen pomphaften Lobrede die Seltenheit und Eigenthümlichkeit des betreffenden Exemplares rühmte, wovon er natürlich Grund nahm, einen bedeutenden Preis zu fordern. Bezahlte man ihm dann gegen sein Erwarten den verlangten Preis, so begann er zu seufzen, Thränen zu vergießen und zu schluchzen. Ein Vater, der sich seine einzige Tochter durch einen Mann entführen sähe, welcher mit ihr zu den Antipoden ginge, könnte keinen lebhafteren Schmerz an den Tag legen.

Ich war mit zugegen, als Sir William ihm die für mich bestimmten Schmucksachen abkaufte, und ich gestehe, daß ich selbst bis zu Thränen gerührt ward.

»Mylord,« sagte er zu Sir William, »wenn Sie den Handel, den Sie so eben mit mir abgeschlossen, jemals bereuen, so bringen Sie mir diese Ringe, diese Cameen, diese Medaillen wieder. Sie werden mich stets bereit finden, Ihnen den dafür gezahlten Preis zurückzuerstatten und mir dadurch obendrein einen hohen Trost bereiten.«

Das Außerordentliche hierbei ist, daß Jenkens, den man zuweilen beim Wort gehalten, niemals verfehlt hatte, das, was er versprochen, auch zu thun und das für den

Gegenstand empfangene Geld ungeschmälert zurückzuerstatten, wobei er zugleich die lebhafteste Freude an den Tag gelegt, daß er sich wieder im Besitz des schmerzlich vermißten Gegenstandes sah.

Mochte dies nun Berechnung oder das wahre Gefühl eines Archäologen sein, welcher, wie Cardillac, sich nicht entschließen konnte, sich von seinem Schatz zu trennen, so äußerte die Treue, womit Jenkens sein Wort hielt, auf den Käufer allemal eine beruhigende Wirkung, denn dieser glaubte nie eine Sache über ihren Werth zu bezahlen, da er ja wußte, daß er, wenn er sie dem Verkäufer wiederbrächte, dieser *ihm* sofort das Geld wieder herauszahlen würde.

Ich bilde mir ein, daß ich die Kunst verstehe, durch meine Physiognomie die verschiedenen Empfindungen der Seele auszudrücken, aber ich gestehe, daß, wenn Jenkens, anstatt bei der Trennung von seinen Cameen und Medaillen einen aufrichtigen Schmerz zu empfinden, blos eine eingelernte Rolle spielte, er in der Kunst des Lachens und des Weinens mich weit hinter sich zurückließ.

Wir sahen auf dieser Durchreise durch Rom — ohne jedoch nähere Bekanntschaft mit dem Manne zu machen — einen Prälaten, der früher an dem Hofe von Neapel eine so bedeutende Rolle spielte, daß ich ihn schon jetzt dem Leser vorstellen zu müssen glaube.

Ich spreche nämlich von dem päpstlichen Oberschatzmeister, Monsignore Fabrizzio Ruffo.

Derselbe war der Neffe des Cardinals Ruffo, Decan des heiligen Collegs, welcher, wie ich schon bemerkt, den schönen Angelo Braschi veranlaßte, sich dem geistlichen Stande zu widmen.

Wir müssen Pius dem Sechsten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er, auf den Thron des heiligen Petrus gelangt, dem Manne, der ihm den Weg dazu gebahnt, sich so dankbar verpflichtet fühlte, daß seine erste Sorge war, dem Neffen des verstorbenen Cardinals denselben Posten zu geben, welchen er, Braschi, früher von Rezzonico durch die Protection der schönen Julia Falconieri erhalten. Er machte den jungen Fabrizzio Ruffo zum Großschatzmeister, ein Amt, welches, wie ich schon bemerkt zu haben glaubte, dem, der es niederlegt, von Rechtswegen den Cardinalshut einträgt.

Monsignore Ruffo galt in Rom für einen Mann von scharfem Verstand, welchem die Kunst der Folard und der Montecuculi nicht unbekannt war. Er pflegte sogar selbst zu sagen, daß, wenn er zur Zeit der Lavalette und der Richelieu gelebt hätte, er öfter den Panzer und Helm als das Barett und den Purpurmantel getragen haben würde.

Großer Liebhaber des schönen Geschlechts und aus dieser seiner Neigung durchaus kein Hehl machend, gab er gegen die männlichen Sängerinnen oder die weiblichen Sänger die größte Verachtung zu erkennen.

Zur Zeit unserer Durchreise machte er eifrig einer Signora Lepri den Hof, einer Verwandten jener Anna Maria, deren ungerechte Bedrückung wir erzählt. Da er sich keineswegs versteckte, so waren seine Liebschaften aller Welt bekannt und dies verschaffte ihm die Ehre, in satyrischen Versen besungen zu werden, deren Verfasser, ein Zeitungsschreiber in Florenz, mit langer Gefängnißstrafe belegt ward. Seit dem berüchtigten Pasquillanten, welcher von

Sixtus dem Fünften zu den Galeeren verurtheilt ward, hatte man kein Beispiel von solcher Strenge gesehen.

Da ich hier auf einen in Rom sehr bekannten Vorfall, den man anderwärts nur wenig kennt, anspiele, so ist es vielleicht nicht unangemessen, wenn ich hier, um mein Sittengemälde zu vervollständigen, eine Parenthese öffne und die Sache erzähle.

Unter dem Pontificat Sixtus des Fünften hatte ein Dichter Namens Marere einige satyrische Verse geschrieben, in welchen er die Gattin eines hohen Beamten beleidigt, der sich deswegen bei dem Papst beschwerte. Dieser, ein strenger, aber gerechter Richter, ließ den Dichter rufen und befragte ihn über die Beweggründe, die er gehabt, sich so etwas zu erlauben. Nach mehreren Erklärungen, welche den Papst nicht zufriedenstellten, obschon sie diesen zuweilen bewogen, zu lächeln, fragte er, wie er eine Frau, deren Name beinahe ein Symbol der Tugend sei, öffentlich mit ihrem Namen als eine Courtisane habe bezeichnen können.

»Hattet Ihr vielleicht Grund, Euch über sie zu beklagen?« fragte Sixtus der Fünfte.

»Nein,« antwortete der Poet, »durchaus nicht.«

»Aber warum habt Ihr sie dann verleumdet und beleidigt?«

»Ich brauchte einen Reim und ihr Name lieferte mir denselben.«

Sixtus der Fünfte biß sich auf die Lippe.

»Und Ihr, Herr Poet, wie heißet Ihr?« fragte er dann.

»Marere, Euer Heiligkeit zu dienen,« antwortete der Poet.

»Wohlan, die Reihe des Versmachens ist nun an mir und da euer Name mir ebenfalls einen Reim liefert, so werde ich auch versuchen zu reimen:

»Ihr verdienet, Signor Marere,
Zu rudern auf einer Galeere!«

Das auf diese Weise von dem Papst gesprochene Urtheil ward auch wirklich in Vollzug gesetzt und auf alle Bitten, welche man zu Gunsten des Schuldigen bei Sixtus anbrachte, antwortete er:

»Einen guten passenden Reim findet man selten; ist dies aber der Fall, so muß ein solches Ereigniß auch constatirt werden und Epoche machen.«

Und Signor Marere mußte demgemäß auf den Galeeren von Civita Vecchia rudern, wo er starb und zwei Bände unveröffentlichte Gedichte hinterließ, die für die Nachwelt verloren gingen, da kein Verleger den Muth hatte, sie herauszugeben.

Am Abend unserer Abreise hatten wir, als wir das Theater verließen, da es noch ziemlich zeitig war, unsern Abschiedsbesuch bei jenem liebenswürdigen Cardinal von Bernis gemacht. welchem Voltaire den Namen »Babette das Blumenmädchen« gegeben.

Wir trafen bei ihm den Grafen von Bristol, Bischof von Derry, welcher sich in derselben Absicht hier befand.

»Sie verlassen also Rom auch, Mylord?« fragte ich diesen seltsamen Prälaten, dessen Originalität mich für ihn interessirte.

»Ja wohl, meine schöne Landsmännin, die Gnade hat mich erleuchtet.«

»Wann werden Sie abreisen?«

»Morgen.«

»Und wohin, wenn man fragen darf?«

»Das sollen Sie morgen erfahren.«

Am nächstfolgenden Tage erschien er bei uns, nachdem wir gefrühstückt, und verlangte eine Unterredung mit Sir William.

Sir William ging mit ihm in ein Cabinet.

Fünf Minuten später kam er wieder heraus und führte den Bischof an der Hand.

»Liebe Emma,« sagte er, »Mylord behauptet, er habe sich plötzlich so sehr in Dich verliebt, daß er sich von deiner theuren Person nicht trennen könne, ohne vor Sehnsucht zu sterben. Demzufolge bittet er uns um Erlaubniß, uns nach Neapel zu begleiten. Da Du wahrscheinlich nicht gesonnen bist, den Tod eines unserer vornehmsten Pairs und eines der höchsten Würdenträger unserer Kirche zu verschulden, so habe ich für meine Person seine Bitte bewilligt und er erwartet nur noch deine Zustimmung, um der stolzeste aller Menschen und der glücklichste aller Bischöfe zu sein.«

Da die zweiundsiebzig Jahre des Lord-Bischofs mir keine große Furcht einflößten, so glaubte ich nicht, mich wegen einer so unschuldigen Bitte mit Sir William Hamilton in Widerspruch setzen zu müssen.

Ich reichte dem Lord die Hand, welche er mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Freude küßte, und wir kamen überein, daß er von diesem Augenblicke als mein Cavaliere servente oder dienender Ritter der englischen Gesandtschaft attachirt sein sollte.

*

Fünftes Capitel.

Wir reisten mit zwei Post- und einem Gepäckwagen von Rom ab, und schlugen auf die Gefahr hin, angefallen und beraubt zu werden, den Landweg ein. Die sechs Diener des Grafen von Bristol und unsere beiden, lauter starke, muthige Engländer, bildeten eine zu unserer Vertheidigung hinreichende Escorte.

Für mich, die ich stets von dem Wunsche beseelt gewesen bin, den Kreis meiner geringen Kenntnisse zu erweitern, war es ein großes Vergnügen, mit Sir William Hamilton zu reisen. In allen Dingen des Alterthums bewandert, hatte er sein ganzes Wissen der Sichtung einer gesunden Kritik unterworfen, so daß, wenn er eine Thatsache erzählte, ein Datum citirte oder ein Monument beschrieb, man Alles, was er sagte, unbedingt auf Treu und Glauben hinnehmen konnte.

Wir verließen Rom auf der appischen Straße, das heißt durch das alte appische Thor, so daß das Thal der Egeria, der Circus Caracalla's, das Grab der Cecilia Metella zu unserer Linken und die Katakomben von St. Sebastian und die Monumente der aurelischen Familie zu unserer Rechten blieben.

Sir William ließ unseren Wagen vor dem Grabmale der Tochter des Kritikers Metellus Halt machen, wo die Asche jener jungen, intelligenten Frau ruhte, die in jenem schönen Zeitalter Roms gelebt, welche Cäsar, Pom-

pejus, Cicero, Clodius, Catullus, Hortensius, Lucullus und Cato gekannt und dieselben vielleicht einmal alle zusammen an ihrem Herd vereinigt hatte, ehe sie durch den unversöhnlichen Haß des Bürgerkrieges getrennt wurden.

Trotz seiner zweiundsiebenzig Jahre stieg Mylord Harvey, mein dienender Ritter, aus dem Wagen, und wollte durchaus bis auf den obersten Rand des Grabmals hinaufsteigen, um mir ein Reis von dem wilden Granatbaume zu pflücken, der in den Ruinen wuchs.

Als wir in Acqua Ferentina anlangten, zeigte Sir William uns den Ort, wo Clodius von den Gladiatoren des Milo tödtlich verwundet ward.

In Genzano verließen wir unseren Wagen einen Augenblick und stiegen, von vier Mann unserer Leibwache mit der Kugelbüchse auf der Schulter begleitet, bis zum See Nemi hinauf. Es ist dies einer der reizendsten Orte der römischen Campagna und trennt den Berg Gentili von den unsichtbaren Ruinen von Alba La Longa.

Lord Harvey, welchem die Liebe zu mir die Rüstigkeit eines zwanzigjährigen Jünglings geliehen zu haben schien, verließ uns keinen Augenblick und marschirte entweder uns voran oder neben uns her.

Der Ausflug dauerte ungefähr eine Stunde. Wir nahmen dann wieder in unseren Wagen Platz und rollten einen ziemlich steilen Abhang hinab, den pontinischen Sümpfen entgegen, welche Pius der Sechste beschäftigt war austrocknen zu lassen, nicht um des öffentlichen Wohls, nicht um der Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse der Stadt Rom willen, sondern um den Grundbesitz seines Neffen, des Prinzen-Herzogs, zu vermehren.

Auf der Hälfte dieses Hügelabhanges begegneten wir einer Carosse, welche, wie wir schon von Weitem bemerkten, einem hohen Würdenträger der Kirche angehören mußte.

Als wir näher kamen, erkannten wir Monsignore Ruffo.

Er redete uns an und fragte, ob wir nicht ein Glas Wasser für einen armen Teufel hätten, der von dem furchtbaren Fieber der pontinischen Sümpfe befallen worden und den er in seinem eigenen Wagen mit nach Rom zurücknahm. Er hatte ihn am Fuße eines Baumes liegend gefunden, auf seine Schultern geladen und bis in seinen Wagen getragen, um ihm in Rom die weiter nöthige Pflege angedeihen zu lassen.

In seiner Eigenschaft als Großschatzmeister hatte Ruffo die Arbeiten, welche Pius der Sechste ausführen ließ, zu beaufsichtigen und die Arbeiter auszuzahlen.

Bei einer dieser Gelegenheiten hatte er eben Anlaß gefunden, die gute That auszuführen, deren Zeugen wir waren. Der blinde Haß des Bürgerkrieges machte Hamilton, Nelson und mich eine Zeitlang zu erbitterten Feinden des Cardinals Ruffo. Heute aber, wo der Haß schweigt, wo ich schreibe, mit der rechten Hand auf dem Papier, mit der linken Hand auf dem Gewissen, muß ich sagen, daß der Cardinal gegenüber der blinden Rache, an welcher ich unglücklicher Weise einen für die Ruhe meiner Seele allzu thätigen Antheil nahm, oft die Aufgabe der Humanität vertrat.

Uebrigens werde ich, wenn die Zeit da sein wird, wo ich diese furchtbaren Ereignisse erzähle, ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wir gaben ihm das Wasser, welches er für seinen Fieberkranken begehrte, der jeden Augenblick zu trinken verlangte. Wir hatten auf unserem Gepäckwagen ein ganzes Faß voll mitgenommen.

Der Oberschatzmeister verließ uns, indem er uns sagte, wir würden uns wahrscheinlich in Neapel wiedersehen.

Der Cardinal war nämlich Neapolitaner und stammte aus einer vornehmen Familie von San Lucido in Calabrien. Sein Adel war sprichwörtlich. In Italien sagt man, wenn man von einem alten unbestreitbaren Adel sprechen will: »Die Evangelistas in Venedig, die Bourbons in Frankreich, die Colonna in Rom, die Sanseverini in Neapel, die Ruffo in Calabrien.«

Wir setzten unsern Weg nach Terracina, er den seinigen nach Rom weiter fort.

Nichts konnte malerischer sein als dieser Weg durch die pontinischen Sümpfe, zu dessen beiden Seiten die Arbeiter einen Canal gruben. Man sah nur hagere, kränkliche Gestalten, denn alle diese Unglücklichen litten mehr oder weniger an den Einwirkungen der Malaria. Man mußte sie alle vierzehn Tage durch frische Arbeiter ersetzen, während die erstern auf den Höhen wieder die Gesundheit zu erlangen suchten, die sie in den Sümpfen verloren.

Ganz besonders als die Nacht einbrach, gewann die Landschaft ein vollkommen gespenstisches Ansehen.

Der sich durch dicke schwarze Wolken wälzende Mond beleuchtete gewisse Theile der Sümpfe, um andere dagegen im tiefsten Dunkel zu lassen. Bei dem Getöse, welches die Hufschläge unserer Pferde und die Peitschen unserer Postillone machten, erhoben sich große Vögel von der Gat-

tung der Reiher und Rohrdommeln schweigend aus dem hohen Grase und den Wassertümpeln, in deren Mitte geräuschvoll, die scheußlichen Köpfe und die dampfenden Nüstern emporhebend, große Büffel schnarchten, die durch die Nacht noch riesiger gemacht wurden.

Es war dies das erste Mal, daß ich diese Ungeheuer während der Nacht und in Freiheit sah und ihr Anblick flößte mir unwillkürlichen Schauer ein.

Ganz besonders aber auf den Poststationen trug Alles, was uns umgab, einen Charakter, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

Dörfer gibt es in den pontinischen Sümpfen nicht, sondern blos zwei oder drei Poststationen, welche aus einigen hölzernen Hütten bestehen, in welchen die unglücklichen Postillone mit ihren Familien wohnen.

Die kleinen, magern, dichtbehaarten Pferde sind nicht in Ställe eingeschlossen, sondern weiden im Freien.

Auf den Knall der Peitschen unserer Postillone sahen wir fünf oder sechs mit langen Stangen bewaffnete Männer gleich Schatten aus den Hütten herauskommen. Sie sprangen auf das erste beste Pferd, auf welches sie stießen, ritten dann im weiten Kreise um die im Freien weidenden herum und trieben sie im Galopp und mit großem Geschrei auf die Hütten zu. Hier faßten andere, in Bereitschaft stehende Männer die Pferde bei der Mähne und legten ihnen endlich nach einem verzweifelten Kampfe ein zerfetztes Geschirr an, mittelst dessen man sie trotz ihres Wieherns, Stampfens und Ausschlagens, womit sie gegen die Gewalt, die man ihnen anthat, protestirten, an unsern Wagen spannte.

Als die drei Wagen bespannt waren, wurden die bis jetzt durch das Gebiß zurückgehaltenen Pferde sich selbst überlassen und rannten in wüthendem Galopp davon, rechts und links von zwei Reitern begleitet, welche gemeinschaftlich mit dem Postillon durch ihre Zurufe und Peitschenhiebe Wagen und Gespanne auf der Mitte der Straße erhielten.

Es waren jetzt nicht mehr drei Kaleschen oder Postwagen, sondern Lawinen, Wirbelwinde, Orkane, welche nicht einen Weg zurücklegten, sondern die Entfernung förmlich verschlangen.

Gegen drei Uhr Morgens langten wir in Terracina an. Hier ruhten wir zwei Stunden lang auf Stühlen aus, denn die zweifelhafte Reinlichkeit der Betten hielt uns ab, uns derselben zu bedienen.

Gegen sechs Uhr Morgens machten wir uns wieder auf und hielten das nächste Mal in Molo de Gaëta. Während die Diener unseres Begleiters das Frühstück aus den Bagagewagen holten und auf den Tisch setzten, ließen wir uns nach den Ruinen der Villa Cicero's führen.

Hier, den Plutarch in der Hand, schilderte Sir William uns den Tod des großen Redners von dem Augenblick an, wo er mitten unter den Raben, die ihn — eine Verkündung des nahebevorstehenden Todes — hartnäckig begleiteten, den Fuß an's Land setzte, bis zu dem, wo er aus der Villa nach dem Meere fliehend, hinter sich die Tritte der Mörder hörte, welche ihn verfolgten, seine Sänfte Halt machen ließ und, nachdem er sein ganzes Leben in Furcht vor dem Tode zugebracht, mit der Ruhe eines Märtyrers und der Seelengröße eines Helden starb.

Es ist eine der seltsamen Eigenthümlichkeiten, an welchen die Geschichte des Alterthums so reich ist, daß jene Furcht, welche die Römer zu so vielen Niedrigkeiten trieb, sie in dem Augenblicke, wo sie sich dem so gefürchteten Tode gegenüber sahen, plötzlich verließ, um der wunderbarsten Unerschrockenheit Platz zu machen.

Als Beleg hierzu dient der Tod des Petronius, des Lucanus und Seneca's, dieser drei Schmeichler Nero's.

Nach Verlauf einer Stunde kamen wir wieder in Molo de Gaëta an, wo wir frühstückten. Dann setzten wir unsern Weg nach Neapel weiter fort, wo wir gegen neun Uhr Abends mittelst der Straße von Capua anlangten.

Ein nicht weniger unauslöschliches Gefühl, obschon von ganz anderer Art als in den pontinischen Sümpfen, erfüllte mich bei meiner Ankunft in Neapel, als ich mich in einer schönen hellen Nacht dem dampfenden Vesuv gegenüber sah, in dessen Krater gleich einer glühenden Kugel über der Mündung eines Mörsers der Vollmond in seinem Glanze sich in einer dunstigen Atmosphäre zu schaukeln schien.

Wir fuhren durch die Porta Capuana, durch das sogenannte alte Castell, die Marina und den Piliero. Das Castello Nuovo blieb zu unserer Linken, die Piazza Medina zu unserer Rechten. Wir kamen an dem Porticus des San Carlotheaters vorüber, welches wegen einer außerordentlichen Vorstellung hell erleuchtet war. Dann fuhren wir über den Largo San Fernando, die Chiaja entlang und hielten endlich an der Ecke vor dem Palast Calabrita Capella Vecchia, der Wohnung des englischen Gesandten.

Diese erste Nacht schlief Mylord Bristol oder Harvey

mit in dem Gesandtschaftshotel, da sich aber glücklicherweise über Sir Williams Zimmer, der die beiden ersten Etagen innehatte, eine leerstehende Wohnung befand, so richtete Lord Harvey sich hier für die Dauer ein und bezog diese Räumlichkeiten schon am nächstfolgenden Tag.

Nun war ich endlich in Neapel. Ich befand mich hier in einer Stellung, welche ich mir in den wahnsinnigsten Anwandlungen meines Ehrgeizes nicht zu träumen gewagt. Emma Lyonna war verschwunden, Miß Heart war verschwunden, alle jene unsaubere Vergangenheit war im Schmutze Londons begraben zurückgeblieben. Es gab jetzt blos noch Lady Hamilton, die Gemalin des Gesandten Englands.

An mir war es, dies nicht zu vergessen.

Sechstes Capitel.

Da ich die ganz eigenthümliche Gesellschaft zu schildern haben werde, welche Sir William Hamilton in Neapel besuchte und empfing, so glaube ich, ehe ich mich zu der Erzählung der politischen Ereignisse wende, in welche ich mich verwickelt fand, damit beginnen zu müssen, daß ich einen vollständigern Begriff von jener seltsamen Person gebe, welche der Leser bereits kennt, und welche Lord Harvey, Earl oder Graf von Bristol, Bischof von Derry hieß.

Er war das jüngste von zwanzig Kindern, und da er das einzige war, welches davon am Leben geblieben, so hatte er die Güter, die Titel und die Würden der ganzen Familie geerbt.

Er weilte fast fortwährend im Ausland. Zu der Zeit, wo wir ihm begegneten, waren es ungefähr zwanzig Jahre her, daß er keinen Fuß in seine Diöcese gesetzt. Nichts an ihm erinnerte daran, daß er auf irgend eine Weise der Kirche angehörte, weder seine Kleider, noch seine Conversation. Gewöhnlich trug er einen weißen Hut und einen seidenen Rock von bald heller, bald sehr greller, nur selten schwarzer Farbe.

Dies war sein Costüm. Was seine Sitten betraf, so waren sie eben so wie seine Conversation ungemein locker. Das Erste, was er bei seiner Ankunft in Neapel that, war, daß er sowohl im Theater San Carlo, als in dem Theater San Carlino eine Loge nahm.

Er hatte keinen religiösen Glauben, nicht einmal an die absolutesten Dogmen der Kirche, und war der Erste, welcher dieselben lächerlich machte. Von der Unsterblichkeit der Seele sprach er mit einer Gleichgiltigkeit, welche an Zweifel grenzte, gefiel sich nur in weltlichen Conversationen und liebte es, leichtfertige und selbst scandalöse Anecdoten zu erzählen oder erzählen zu hören.

Schon bei seiner ersten Reise in Frankreich hatte er das Rhonethal, Grenoble und die Dauphinée besucht. An der großen Karthause vorbeikommend, war er bis zu dem Kloster der Schüler des heiligen Bruno hinaufgestiegen.

In dem Augenblicke, wo er hier erschien, war die Bruderschaft eben bei Tische. Er pochte an die Thür, die wegen der eben erwähnten Operation der frommen Väter verschlossen war, und der Pförtner erklärte ihm, daß es verboten sei, einzutreten, wenn die Mönche sich im Refectorium befänden. Lord Bristol zog jedoch aus seiner Tasche

eine Karte, auf welcher sein Wappen stand, mit den darunter befindlichen Worten: »Lord Bristol, Bischof von Derry.«

Diese Karte ließ er dem Abt zustellen, der nur die Worte las: »Bischof von Derry,« und in der Meinung es mit einem katholischen Bischof zu thun zu haben, ihn mit dem ganzen Kloster auf den Knien empfing, indem er ihn zugleich um seinen Segen bat, welchen der Lord auch keinen Anstand nahm, ihnen zu ertheilen.

Es war dies eine der Erinnerungen, welche seine Heiterkeit allemal im höchsten Grade erregten, wenn er bedachte, daß katholische Mönche mit vollkommener Unterwürfigkeit den Segen eines protestantischen Bischofs empfangen hatten.

Bei der Aufführung der Oper: »Die heimliche Ehe« war er von derselben so entzückt, daß er an einem der nächsten Tage seine sechs englischen Lakaien hineinschickte und ihnen empfahl, Cimarosa's Musik mit der größten Aufmerksamkeit anzuhören.

Bei ihrer Wiedernachhausekunft ließ er sie in sein Zimmer kommen und fragte sie, ob sie seine Befehle pünktlich befolgt hätten.

Auf ihre bejahende Antwort befahl er ihnen, in Zukunft nur in Recitativen mit ihm zu sprechen, und zwar in aus der genannten Oper entlehnten, sei es nun um Befehle zu empfangen, sei es um ihm zu sagen, daß seine Tafel servirt sei, sei es um ihm die Namen von ihn besuchenden Personen zu melden.

Die Diener sahen einander an und glaubten, ihr Herr sei übergeschnappt. Auf seine wiederholte Aufforderung

baten sie sich Bedenkzeit aus und versprachen, ihm den nächstfolgenden Morgen Antwort zu sagen.

Am nächsten Morgen schickten sie zwei der Ihrigen als Deputation zu Mylord und ließen ihm erklären, daß sie es mit der Würde englischer Diener unvereinbar fänden, anstatt zu sprechen, zu singen, wie Possenreißer auf dem Theater thäten.

Lord Bristol entgegnete ihnen hierauf, daß er, wenn sie sich seinen Wünschen fügten, ihren Gehalt verdoppeln würde. Zugleich gewährte er ihnen abermals vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit.

Nach Verlauf von vierundzwanzig Stunden erschienen dieselben Deputirten wieder und meldeten, daß sie bedauerten, trotz der ihnen von Mylord gebotenen Vortheile auf ihrer Weigerung beharren zu müssen.

Mylord Bristol bezahlte ihnen sechs Monate Lohn und schickte sie alle nach England zurück. Dann als die Engländer fort waren, recrutirte er ein halbes Dutzend Neapolitaner und stellte ihnen folgende Bedingungen:

Sie sollten mit ihm nie anders sprechen, als in aus der mehrerwähnten Oper entlehnten Recitativen, wobei es ihnen selbst obliegen würde, die Worte mit der Musik in Einklang zu bringen.

Für diesen besondern Dienst, der natürlich eine höhere Intelligenz als die gewöhnlicher Diener nöthig machte, sollten sie fünfundvierzig Ducati monatlich erhalten, das heißt ziemlich viermal mehr, als die am besten bezahlten Diener in Neapel sonst zu erhalten pflegten.

Die unerläßliche Bedingung hierbei war jedoch, daß die sechs Vorzimmer-Virtuosen während der ersten sechs

Monate blos Kost und Kleidung, den baren Gehalt aber erst nach Ablauf des sechsten Monats bekämen.

Wenn Einer von ihnen den Dienst vor Ablauf dieser Zeit verließe, so hatte er keinerlei Recht auf irgend eine Entschädigung.

Die neapolitanischen Diener gingen auf dieses Anerbieten ein, ließen einen Paglietto oder öffentlichen Schreiber kommen, welcher den Contract aufsetzte, und sechs Monate lang ward Mylord auf die zufriedenstellendste musikalische Weise bedient.

Eines Abends, als er bei Sir William dinirte, brachte ihm einer seiner sechs Diener unter Absingung eines kurzen Recitativs einen mit einem großen schwarzen Siegel verschlossenen Brief. Lord Bristol entsiegelte den Brief, las ihn, schob ihn unter seinen Teller und lachte, plauderte und scherzte seiner Gewohnheit gemäß den ganzen noch übrigen Abend.

Gegen elf Uhr zog er sich zurück; es war dies eine Stunde früher als gewöhnlich. Am nächstfolgenden Tage ließ Sir William, welcher fürchtete, daß diese zeitige Entfernung durch ein Unwohlsein herbeigerufen worden, fragen, ob Lord Bristol sichtbar sei.

Der Lord ließ antworten, es sei ihm ein großes Unglück widerfahren, und er könne daher Niemanden empfangen.

Sir William erzwang, durch diese Antwort beunruhigt, sich Zutritt und fand den armen alten Mann in Thränen und Schluchzen.

»Mein Gott, was fehlt Ihnen?« fragte Sir William erschrocken.

»Bemerkten Sie, daß man mir gestern Abend während des Diners einen schwarzgesiegelten Brief brachte?« antwortete Mylord.

»Ja.«

»Nun, dieser Brief meldete mir, daß mein Sohn in Livorno gestorben ist. Ich wollte die heitere Stimmung an Ihrer Tafel nicht stören und bezwang mich daher. Sobald ich aber mich wieder in meiner Wohnung befand, kam der Schmerz nur um so heftiger zum Ausbruch. Um mich recht auszuweinen, wollte ich daher heute Niemanden empfangen, nicht einmal Sie.«

Die officielle Gesellschaft Sir Williams war natürlich das diplomatische Corps. Seine vertraute Gesellschaft dagegen bestand aus hervorragenden Gelehrten und Schriftstellern.

Der älteste fremde Minister in Neapel war der Graf von Sa, Gesandter von Portugal. Seit den dreißig Jahren, wo er zu diesem Posten ernannt worden, war er nur ein einziges Mal nach Lissabon zurückgekehrt und von dort so schnell als möglich wieder gekommen.

Einmal hatte er einen gewaltigen Schrecken gehabt. Es war nämlich die Rede davon gewesen, die portugiesische Gesandtschaft in Neapel als kostspielig und unnütz aufzuheben und den portugiesischen Gesandten in Rom mit den Angelegenheiten an beiden Höfen zu beauftragen. Zum Glück aber war der König Joseph der Erste gestorben, seine Tochter, die Königin Maria, hatte entschieden, daß die Gesandtschaft auch noch ferner bestehen solle und der Graf von Sa hatte wieder aufgeathmet.

Uebrigens gab es wenig Diplomaten, deren Amt eine

so vollständige Sinecure gewesen wäre wie das dieses Ministers, der weiter nichts zu thun hatte, als seinem Hofe die laufenden Nachrichten mitzutheilen, die er von seinem Secretär niederschreiben ließ. Die Promenade war die einzige Arbeit, die er sich zumuthete. Man sprach viel von seinem Harem, der aus Tänzerinnen vom San Carlo-Theater bestand.

Was ihn selbst betraf, so sprach er fast gar nicht, denn das Portugiesische hatte er vergessen und das Französische und das Italienische niemals geläufig sprechen gelernt. Er war groß, breitschulterig und hatte einen Nacken wie ein Stier, mit welchem auch seine Physiognomie viel Aehnliches hatte.

Von seinen Talenten weiß ich nichts zu sagen, denn während der sieben oder acht Jahre, wo ich ihn alle Wochen dreimal sah, konnte ich nie auch nur ein einziges an ihm entdecken.

Der bedeutendste Minister war der Graf von Lemberg, weil er Familiengesandter war. Er war ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mann und ganz das Gegentheil von dem Grafen von Sa. Man warf ihm zuweilen vor, daß er stolz sei; mochte aber nun dieser Vorwurf ungerecht sein oder der Graf von Lemberg meinen, daß dem Gesandten Großbritanniens gegenüber ein solcher Fehler eine Lächerlichkeit sein würde, kurz, wir hatten niemals Gelegenheit, etwas davon zu bemerken.

Wahrscheinlich war er bei den Neapolitanern blos deshalb in diesen Ruf gekommen, weil er die Schmarotzer und Flachköpfe, von welchen es am Hofe von Neapel wimmelte, nicht leiden konnte.

Gleich am ersten Abend, wo ich ihn sah, bemerkte ich zu meinem Befremden, daß er seine Meinung über die höchsten Personen des Hofes so rückhaltlos aussprach, als ob er von den gemeinsten Lazzaronis gesprochen hätte. Das Gespräch kam auf den Chevalier Acton und der Gesandte von Toscana fand sich veranlaßt, sich über diesen Günstling in lobender Weise zu äußern.

Der Graf von Lemberg verzog jedoch verächtlich den Mund und sagte:

»Aus diesem Manne wäre ein guter Seeräuber geworden; damit ist Alles gesagt. Er besitzt die Talente und den Körperbau eines solchen und diesem Umstand verdankt er wahrscheinlich seine hohe Stellung.«

Man versicherte, daß er bei einer Unterredung mit der Königin in Bezug auf diesen selben Acton gesagt hatte:

»Ich will über die verborgenen Eigenschaften dieses Ministers weder zum Nachtheil noch zum Vortheil etwas sagen. Ich kenne dieselben nicht und mag sie auch nicht kennen, wohl aber weiß ich, daß die, welche er im Ministerium entwickelt, nicht den Aemtern entsprechen, womit Eure Majestät ihn beehrt haben.«

Die Stellung des Grafen von Lemberg am Hofe von Neapel war eine durchaus nicht beneidenswerthe. Als Familiengesandter fand er sich in alle Intriguen verwickelt, und es läßt sich nicht läugnen, daß einige dieser Intriguen nicht auf der Höhe der Majestät seines Dienstes standen.

Zwischen dem König und der Königin kamen häufige Zwistigkeiten vor. Ich werde von diesen Zwistigkeiten später einige erzählen, die in meiner Gegenwart stattfanden. Bei allen diesen ehelichen Zerwürfnissen sah der Ge-

sandte sich genöthigt, zu vermitteln, die hohen Ehegatten einander wieder zu nähern, im Namen des Kaisers zu sprechen, mit einem Worte wenigstens einmal monatlich den Dienst eines Friedensrichters zu verrichten.

Der arme Lemberg war daher, mochte er auf der Promenade sein oder bei Tische sitzen, niemals sicher, daß er nicht plötzlich geholt würde, um die Ruhe zwischen den erhabenen Gatten wieder herzustellen. Einige Tage nach unserer Ankunft gab er ein großes Diner. Einer der Gäste erzählte uns, daß mitten unter der Mahlzeit ein Courier von der Königin eingetroffen war. Der Graf von Lemberg mußte augenblicklich fort und seine Gäste allein weiterspeisen lassen.

Es hatte sich nämlich in Caserta ein Streit wegen der Marquise von San Marco, vertrauter Ehrendame der Königin, erhoben.

»Dieses verwünschte Weibsvolk bringt mich noch von Sinnen!« rief der Graf, indem er die Serviette hinwarf.

Ich werde diese Musterung von Staatsmännern damit schließen, daß ich einige Worte über ein diplomatisches Atom sage, welches Bonecchi hieß und kaiserlicher Consul und Agent von Toscana war.

Sehr klein, sehr alt, unaufhörlich schwatzend, fortwährend spionirend und mit stierem Blick, vorgestrecktem Hals und gespitztem Ohr auf Neuigkeiten lauernd, war Signor Bonecchi der Correspondent des Kaisers Leopold, dem er alle Wochen Bericht über die Scandalosa erstattete, die am Hofe und in der Stadt vorgekommen waren. Wenn zufällig einmal die Anecdoten fehlten, so trug er kein Bedenken, deren zu erfinden. Anfänglich hatte er einen festen

Gehalt bezogen, da aber, wenn er nicht hinreichend angespornt ward, die Neuigkeiten ausblieben, so fand der Kaiser es gerathen, ihn wöchentlich und nicht mehr nach dem Jahre bezahlen zu lassen.

Seit einem Jahre empfing er demgemäß zwei Louisd'or für jede Anecdote, welche der Kaiser für interessant erklärte.

Auf diese Weise verdiente er sich monatlich etwa zwanzig Louisd'or. Dieser Köder hatte dem kleinen Manne ein eigenthümliches Talent verliehen, sich in die Häuser einzuschleichen und sich zu allen Diners und Festlichkeiten einladen zu lassen. Man wußte recht wohl, was er hier wollte, da er aber im Namen des Kaisers und sogar, wie Einige behaupteten, im Namen der Königin Caroline kam, welche ihre Privatspionage dem öffentlichen Spion ihres Bruders anvertraute, so wagte Niemand, ihm den Zutritt zu verweigern oder ihm ein unfreundliches Gesicht zu machen. Wenn er dann wieder nach Hause kam, so setzte er Alles, was er gehört, zusammen, zog Schlußfolgerungen daraus, fügte hinzu, nahm davon hinweg, änderte und schickte so wöchentlich seinem Souverän eine Chronik auf Kosten der höchsten Personnagen.

Wenn wir nun noch auf die Aerzte, die Gelehrten und die Schriftsteller übergehen, welche die vertraute Gesellschaft Sir Williams bildeten, so sind wir dann fertig mit der Umgebung, welche mich in dem neuen Leben begleiten wird, in welches mich die Ereignisse führen, die ich bis jetzt erzählt, ebenso wie die noch unglaublicheren und besonders dramatischeren, welche ich den Augen des Lesers noch vorzuführen habe.

Siebentes Capitel.

Einige Zeit vor seiner letzten Reise nach London hatte Sir William zwei seiner eifrigsten Tischgäste verloren. Der eine war im Alter von achtunddreißig Jahren gestorben. Es war dies der berühmte Gaëtano Filangieri, gegen dessen Gattin ich mir großes Unrecht vorzuwerfen habe.

Der andere, ein Greis von achtzig Jahren, war der berühmte Abbé Galiani, welcher für den geistreichsten Mann von Neapel galt. Diesen Ruf verdankte er vielleicht dem Umstand, daß er lange in Frankreich gewohnt hatte.

Da diese Beiden gestorben waren, ohne daß ich sie gekannt, so brauche ich mich nicht weiter mit ihnen zu beschäftigen.

Zur Zahl unserer fleißigsten Besucher gehörten der Arzt Cotugno und sein College, der Chevalier Gatti, zwei der merkwürdigsten Persönlichkeiten von Neapel.

Abgesehen davon, daß der Doctor Cotugno einen hohen Rang in der medicinischen Wissenschaft bekleidete, so war er auch, wie mir Sir William mittheilte, einer der ersten Kenner der griechischen, lateinischen und italienischen Classiker. Ich habe niemals begreifen können, wie ihm bei seiner ausgebreiteten Praxis, seinem Dienst in den Hospitälern und den Consultationen, die er in seiner Wohnung ertheilte, noch Zeit zu der Lectüre blieb, aus welcher er seine unermeßliche Gelehrsamkeit schöpfte. Von den Patienten, die zu ihm kamen, nahm er nie etwas, seine Be-

suche dagegen ließ er sich unabänderlich mit drei Piastern bezahlen und verdiente auf diese Weise dreitausend Pfund Sterling jährlich.

Einige Zeit vor unserer Ankunft in Neapel hatte er den Vicomte von Eriza, spanischen Gesandten, wegen eines Schlaganfalls behandelt, durch welchen dieser Diplomat den Gebrauch des rechten Armes verloren.

Nach Verlauf von anderthalb Monaten und nach fünfzig Besuchen hatte Cotugno ihn vollständig wiederhergestellt.

Der spanische Gesandte schickte ihm tausend Ducaten.

Cotugno antwortete ihm:

»Eure Excellenz haben sich geirrt, wenn Sie mir tausend Ducaten für fünfzig Besuche schicken. Mein festes Princip ist, für meine Besuche nicht mehr als drei Piaster zu nehmen, selbst wenn ich sie dem König gemacht hätte.

»Fünfzig Besuche zu drei Piaster betragen hundertundfünfzig Piaster. Indem ich die Ehre habe, Ihnen den Ueberschuß zurückzusenden, zeichne ich 2c. 2c.

»Cotugno.«

Nicht so war es mit dem Doctor Gatti, der ebenso habsüchtig als Cotugno uneigennützig war. Er war einer der eifrigsten Verbreiter der Blatterimpfung und hatte in Paris damit ungeheure Summen verdient.

Sir William war aus zwei Gründen der bevorzugte Freund dieses Doctor Gatti — erstens wegen unserer Tafel, die er gut fand, und zweitens wegen unserer Equipagen, über die er nach Gutdünken verfügte. Ganz im Gegensatz zu Cotugno, welcher sich viel mit der armen Volksclasse beschäftigte, erklärte Doctor Gatti laut, daß

er sich nicht einmal herablassen würde, Leute zweiten Ranges in Behandlung zu nehmen.

Ueberhaupt schien er sich fest vorgenommen zu haben, Cotugno's Antipod zu sein, denn er nahm nie ein wissenschaftliches Werk zur Hand, sondern las nur Flugschriften und Zeitungen. Anstatt wie sein berühmter College seine Unabhängigkeit bei den Großen zu wahren, war er diesen gegenüber der kriechendste Schmarotzer.

Er behauptete, die zwei glücklichsten Nationen der Welt seien die neapolitanische und die spanische, weil König Ferdinand und König Carl der Dritte so leidenschaftliche Freunde der Jagd wären, daß sie nicht Zeit hätten, sich mit ihren Unterthanen zu beschäftigen, und weil jedes Volk, dessen Monarch sich nicht um dasselbe bekümmere, auf dem besten Wege zum vollkommenen Glück sei.

In dieser letzteren Beziehung glaube ich, daß Sir William sich ein wenig der Meinung des Doctor Gatti zuneigte, denn er verdankte die Gunst, in welcher er bei Ferdinand stand, ausschließlich seiner Leidenschaft für die Jagd und seiner Geschicklichkeit bei Ausübung derselben.

Am Morgen nach seiner Ankunft schrieb der König ihm eigenhändig:

»Kommen Sie schnell, mein lieber Hamilton, um mit mir in Caserta auf die Jagd zu gehen. Ich habe seit Ihrer Abreise nicht einen einzigen guten Tag gehabt. Sie hatten mir mein Glück mitgenommen; ich hoffe, daß Sie es auch wieder zurückgebracht haben.

»Ihr wohlgeneigter

»Ferdinand B.«



Der dritte vertraute Freund unseres Hauses außer dem diplomatischen Corps war der Marquis del Vasto, welcher in gerader Linie von dem abstammte, welchem Franz der Erste seinen Degen übergeben, welchen er dem Connetable von Bourbon nicht einhändigen wollte.

Der Marquis del Vasto stammte aus dem Hause Avalos, einem der bedeutendsten Italiens. Er hatte hunderttausend Ducaten oder fünfhunderttausend Francs jährliche Rente. Ein solches Vermögen, das in England sehr häufig vorkommt, ist in Italien etwas sehr Seltenes. Der Degen Franz des Ersten wird, wie man versichert, noch jetzt in dem Schatz des Hauses Avalos' aufbewahrt.

Sir William empfing auch häufig den Herzog von Termoli, der aus einer genuesischen Familie stammte, welche schon seit langer Zeit sich in Neapel niedergelassen hatte.

Der Herzog von Termoli war Oberstallmeister des Königs und Sohn des Herzogs von San Nicandro. Dieser letztere Titel war aber weit entfernt, von ihm beansprucht zu werden. In der That hatte der Herzog von Nicandro, welcher, die Einen behaupteten in Folge von Intriguen, die Andern durch Geld, zum Gouverneur des Königs ernannt worden, den König so schlecht erzogen, daß dieser oft in seinen Anwandlungen von Zorn über sich selbst, wenn er sich so unwissend fand, zu dem Herzog von Termoli sagte:

»Dein Vater ist Schuld an meinem Unglück und an dem meiner Unterthanen. Ich bin aber zu gerecht, um es Dich entgelten zu lassen, daß dein Vater einen Esel aus mir gemacht hat.«

Allerdings hörte ich mehr als einmal selbst Ferdinand die Erziehung beklagen, die er genossen, und dem Herzog die Unwissenheit Schuld geben, die den König in dieser Beziehung nur wenig über den ersten besten Lazzarone stellte.

Uebrigens sagte die Königin, welche sich der Unwissenheit ihres Gemals schämte, dieselbe aber auch zugleich benutzte, um ihn von den Geschäften fernzuhalten und Alles in ihren Händen zu concentriren, mir oft, nicht der Herzog von San Nicandro sei es, den man für diese verfehlte Erziehungsweise verantwortlich zu machen habe, sondern vielmehr der Minister Tanucci, welcher den Herzog von San Nicandro eben wegen seiner bekannten Unfähigkeit gewählt und ihm empfohlen, den jungen Prinzen in der Unwissenheit zu erhalten, damit er später als König unfähig sein möchte, irgend einen Theil der Administration des Königreichs zu überwachen, und damit er dieselbe gänzlich den Händen seines Ministers überließe.

Es lag hierin viel Wahres, dennoch aber durfte man der Königin nicht unbedingt glauben, wenn sie von dem alten toscanischen Minister sprach, den sie nicht leiden konnte, weil er Carl dem Dritten, dem er sein Glück verdankte, ergeben, den spanischen Einfluß repräsentirte, während sie als Tochter und Schwester eines Kaisers den österreichischen vertrat.

Man ging zu jener Zeit, indem man den Haß Carolinens gegen Alles, was spanisch oder französisch war — einen Haß, der sich auch auf ihren Gatten und ihre Söhne erstreckte — und ihre Sympathie für das, was österreichisch war, übertrieb sehr weit. Man behauptete sogar, sie habe

ein antieheliches, antimütterliches und antinationales Complott geschmiedet, um das Königreich beider Sicilien mit Oesterreich zu vereinigen, dem es in Folge des Friedens von Utrecht angehört und dessen Händen es wieder durch die Eroberung Carl des Dritten im Jahre 1731 während des großen Krieges zwischen Frankreich und Oesterreich entrissen worden, und ich muß heute, wo die königliche Gunst und Freundschaft mich nicht mehr blenden, gestehen, daß die Königin in diesem Punkte Grund zu dergleichen Verleumdungen gab.

In der That habe ich niemals begreifen können, woher die Antipathie der Königin von Neapel gegen ihre Söhne kam, während sie dagegen große Schwäche für ihre Töchter zeigte.

Diese Antipathie gab sich unter dem Vorwand einer nothwendigen Disciplin, bald um die Erziehung der jungen Prinzen zu regeln, bald um ihrem Charakter die nöthige Richtung zu geben, durch wahrhaft grausame und dabei zwecklose Züchtigungen kund, und ihre Mutter flößte ihnen eine Furcht ein, welche etwas Uebertriebenes hatte.

Niemals habe ich in ihrer Gegenwart diese armen kleinen Prinzen lächeln sehen, bei dem mindesten Geräusch zitterten sie, und sobald sie die Stimme der Königin hörten, flüchteten sie sich instinktartig in die Arme ihres Vaters.

Das älteste der königlichen Kinder starb in einem Alter von sieben oder acht Jahren, gegen das Jahr 1778, in Folge einer allmäligen Abzehrung, welche die Feinde der Königin der schlechten Behandlung beimaßen, deren Opfer der kleine Prinz gewesen. Als er wirklich krank ward, begann die Königin sich über die Ursachen und die Beschaf-

fenheit seiner Krankheit mit den Aerzten zu besprechen, während ihr Gemal, der nie einen Versuch machte, sich über seine Unwissenheit, die er offen eingestand, erheben zu wollen, sich damit begnügte, daß er weinte. Als der junge Prinz endlich starb, verdoppelten sich die Thränen des Königs, Maria Caroline aber wiederholte — so versicherte man — blos die Worte jener spartanischen Mutter: »Als ich ihn zur Welt brachte, wußte ich, daß er einmal wieder sterben müsse.«

Während meines Aufenthaltes am Hofe von Neapel war ich auch Zeuge des Todes des Prinzen Don Alberto. Derselbe starb sogar in meinen Armen und auf meinen Knien, denn er war von den jungen Prinzen der, welcher mir der liebste war. Ich werde diesen Todesfall zu seiner Zeit erzählen und will hier blos sagen, daß derselbe, wie mir schien, eher den Haß der Königin gegen die Franzosen und Republikaner verdoppelte, als in ihrem Herzen die Liebe erweckte, welche die Mutter am Grabe ihrer Kinder blutige Thränen weinen läßt.

Der einzige Sohn, welchen die Königin zu lieben schien, war der Prinz von Salerno, der, ich glaube, im Jahre 1790 geboren war und den die Königin an ihr Herz gedrückt hielt, während der Prinz Alberto in meinen Armen starb. Diesem Prinzen von Salerno hätte sie alle übrigen geopfert, gleichwohl aber — obschon ich eine solche Ruchlosigkeit niemals glauben werde — sagt man, daß sie im Jahre 1812, wo der Prinz in Palermo sich zu der englischen Partei und den englischen Ideen hinzuneigen schien, ihm nach dem Leben trachtete, indem sie ihn durch eine Tasse Chocolade zu vergiften suchte. Dem Gerücht nach ward der Prinz

von der ihm drohenden Gefahr durch seinen Kammerdiener Carlomagno Viglio gerettet. Wahrscheinlich war dies auch der Grund der sonst unerklärlichen Gunst, in welcher dieser Mann bei seinem Herrn stand und die ihn mächtiger machte als irgend ein Mitglied seiner Familie, als irgend einen Günstling, als irgend einen Minister.

Das öffentliche Gerücht behauptete demgemäß, daß Caroline ihren Bruder Joseph den Zweiten ihren Kindern vorzöge und die Interessen der österreichischen Monarchie über die Interessen des Königthums der beiden Sicilien stellte.

Uebrigens werde ich das, was ich gesehen, mit derselben Aufrichtigkeit erzählen, womit ich das erzählt habe, was mir selbst begegnet ist. Der Leser wird dann aus den Thatsachen die Schlußfolgerungen ziehen, die ihm angemessen erscheinen.

Achtes Capitel.

Sir William Hamilton's Haus war im Augenblicke unserer Ankunft in Neapel nicht darauf vorbereitet, eine Frau zu empfangen. Es war das ausschließlich der Geologie, der Numismatik und der Bildhauerkunst gewidmete Museum eines Gelehrten und eines Alterthumforschers. Man mußte erst mitten in der Vergangenheit und der todten Natur einen Platz für die Gegenwart und die lebende Natur schaffen.

Ich muß Sir William die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er mir zu keinem seiner Schätze den Zutritt verwehrte. Ich wählte demgemäß in der umfang=

reichen ersten Etage des von der englischen Gesandtschaft bewohnten Hotels drei Zimmer, um meine Privatwohnung hier einzurichten, ohne daß er der Lava des Vesuvs, den Medaillen der Cäsaren und den Bruchstücken von Apollo und Venus gestattet hätte, Einspruch dagegen zu thun.

Uebrigens ist, wie ich gestehen muß, meine angeborene Koketterie so groß, daß ich selbst allen diesen Alterthümern mit Einschluß unserer alten Gelehrten den Hof machen wollte. Nach Verlauf von einem Monat hätte ich ohne Catalog die vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Sorten Lava bezeichnen, einen von Cäsar selbst von einem unter Hadrian geschlagenen Cäsar unterscheiden und nach einem einzelnen Bruchstück eine ganze Statue reconstruiren können.

Sir William war außer sich vor Freude, als er mich mit solcher Leichtigkeit auf seine Geschmacksrichtungen eingehen und mich in seine Lebensweise als Archäolog und Alterthumsforscher finden lernte.

Daran gewöhnt, bei Lord Greenville, einem der fashionabelsten Cavaliere Englands, die Honneurs zu machen, hatte ich nichts zu lernen, um Sir Williams Salon auf gleichen Fuß mit den elegantesten Salons von Neapel zu stellen, denn dieses stand in dieser Beziehung weit hinter London zurück.

Nun hielt ich es, um den Enthusiasmus meiner Bewunderer noch höher zu steigern, für gerathen, meine mimischen Talente geltend zu machen. Da die meisten unserer Gäste Italiener waren, so hielt ich es nicht für räthlich ihnen Scenen aus Shakespeare vorzuführen. Ihr

schwächlicher Magen hätte diese solide Nahrung nicht zu ertragen vermocht.

Ich begnügte mich daher mit plastischen Attitüden und führte, indem ich an einem und demselben Abend den jüdischen Mantel gegen das griechische Peplum, den türkischen Turban gegen das asiatische Diadem vertauschte, ihnen Judith, Aspasia, Roxelane und Helena vor. Auch riskirte ich den ersten Pas jenes Shawltanzes, der später nicht blos in Neapel, sondern auch in Paris, in London, in Wien und in Petersburg einen so wunderbaren Erfolg hatte.

Bald war in der Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien von nichts weiter die Rede als von der Wunderdame, welche Sir William Hamilton aus London mitgebracht. Alle ausgezeichneten Männer von Neapel, selbst einige Frauen, baten um die Ehre, in der englischen Gesandtschaft empfangen zu werden.

Zu meiner großen Demüthigung und zu Sir Williams großem Erstaunen aber sahen wir keine Gesammteinladung vom Hofe an uns ergehen. Sir William war immer noch der Jagd- und Fischfanggenosse des Königs. Nur selten begleitete er ihn auf dem einen oder dem andern dieser Ausflüge, ohne ihm von mir zu erzählen und mein Lob zu preisen. Der König wünschte ihm Glück, eine so schöne, so ausgezeichnete und so kenntnißreiche Frau zu besitzen, dabei aber blieb die königliche Courtoisie stehen.

Eben so wußte ich, daß man mehrmals der Königin Maria Carolina von mir gesprochen. Stets aber hatte sie dann die Conversation fallen gelassen, oder dieselbe auch mit auffallender Affectation vermieden.

Man gab mir den Rath, der Königin einmal wie zufällig in den Weg zu kommen.

Die Sache war leicht. Die Königin promenirte oft mit den jungen Prinzessinnen, ihren Töchtern, in den Gärten von Caserta, zu welchen der Zutritt, ohne öffentlich zu sein, Leuten vom Stand und zuweilen selbst durch die Protection untergeordneter Officianten, Leuten aus dem Volk offen stand, welche eine Bitte anzubringen hatten.

Ich bat Lord Hamilton, bei der ersten Gelegenheit, wo er sich nach Caserta begäbe, mich mitzunehmen, weil ich die Gärten zu sehen wünschte, die man mir als sehr schön geschildert.

Wahrscheinlich ahnte Sir William die Hauptursache meines Verlangens, und da die Art Verachtung, welche man mir bewies, ihn mehr schmerzte als mich, so war es ihm selbst nicht unlieb, wenn eine angenehme oder unangenehme Thatsache Anlaß zu einer Erklärung gäbe.

Eines Tages, als er dem König aus dem Cabinet von Saint-James eingetroffene Depeschen mitzutheilen hatte, machten wir uns demgemäß auf den Weg nach Caserta. Sir William hatte hier ein Zimmer, wo er ausruhen konnte, so lange es ihm beliebte und wo er von den Leuten des Königs bedient ward.

Vor seiner Reise nach England hatte er von dieser Vergünstigung oft Gebrauch gemacht, seit meiner Ankunft in Neapel aber hatte er, obschon er häufig in Caserta gewesen, dort noch niemals übernachtet.

Als Sir William seine Depeschen mitgetheilt, ward er vom König eingeladen, auf dem Schlosse zu bleiben, um ihn den nächstfolgenden Tag auf einer großen Jagd-

partie zu begleiten. Sir William schützte meine Anwesenheit in Caserta vor, der König aber antwortete ihm:

»Nun, haben Sie hier nicht Ihre Wohnung? Wenn Lady Hamilton etwas bedarf, so möge sie nur befehlen. Meine Diener werden ihr gehorchen, als ob sie die ihrigen wären.«

Damit war Alles gesagt.

Da dieser Aufenthalt in Caserta mit meinen Projecten übereinstimmte, so nahm Sir William in seinem und meinem Namen die Einladung an und fragte den König blos, ob er etwas dagegen habe, daß ich in dem Garten spazieren ginge.

Der König zuckte die Achseln, was bedeutete, daß die Frage überflüssig sei. Sir William kam wieder zu mir und erzählte mir Alles, was geschehen.

Bei dem Diner trug der Lakai, indem er gewisse Weine auf den Tisch setzte, Sorge zu sagen:

»Aus dem Keller des Königs.«

Beim Braten und indem er uns einen prachtvollen Fasan vorsetzte, bemerkte der Lakai ebenfalls:

»Von der Jagd des Königs.«

Es war augenscheinlich, daß Sir William der Gegenstand ganz besonderer Aufmerksamkeiten von Seiten des Königs war. Ebenso augenscheinlich aber war, daß diese Aufmerksamkeiten sich nicht bis auf mich erstreckten.

Am Abend ward Sir William zum Kartenspiel beim König eingeladen. Da aber in dieser Einladung nicht von mir die Rede war, so blieb er unter irgend einem Vorwand weg und ließ sich entschuldigen. Man that als sei man mit dieser Entschuldigung zufrieden.

Am nächstfolgenden Morgen bei Tagesanbruch ward im Namen des Königs an Sir Williams Thür gepocht. Seine Majestät brach stets sehr zeitig auf und liebte, wie sein Ahnherr Ludwig der Vierzehnte, nicht zu warten.

Sir William fühlte sich durch diese Art und Weise, auf welche man seine Vermälung wie nicht geschehen betrachtete, tief gekränkt. Er sagte zu mir, wenn mein Plan, der Königin zu begegnen, gelänge, und ich mich dann zu beklagen haben glaubte, so solle ihn dann nichts mehr in Neapel zurückhalten, weder der Umstand, daß er seit zwanzig Jahren hier eingewohnt sei, noch seine Liebe zu Alterthümern, noch das Klima, welches für seine Gesundheit sehr zuträglich sei. Er wollte dann den König Georg um seine Zurückberufung oder um seine Versetzung an irgend einen andern, von mir selbst zu bezeichnenden Hof bitten.

Ich machte eine sehr einfache Toilette. Ich versuchte keinen meiner Vorzüge geltend zu machen. Einer auf ihre Schönheit eifersüchtigen Königin darf man nicht dadurch den Hof machen wollen, daß man selbst allzu schön erscheint. Mein Stolz hatte mir schon mehr als einmal zugeflüstert, daß die Königin, weil sie nicht mehr in der Blüthe der Jugend stand, meine Nähe wahrscheinlich fürchtete.

Die Fenster von Lord Hamilton's Wohnung gingen auf die Gärten. Von diesen Fenstern aus konnte man die Königin hereinkommen sehen. Ich wußte, daß sie nach dem Frühstücke von zehn bis eilf Uhr mit den jungen Prinzessinnen hier einen Spaziergang machte.

Ein Viertel auf eilf sah ich sie auch wirklich erscheinen, begleitet von dreien ihrer Töchter, der Prinzessin Maria Theresia, siebzehn Jahre alt, welche das nächste Jahr

Erzherzogin und zwei Jahre später Kaiserin von Oesterreich werden sollte, von der Prinzessin Marie Louise, sechzehn Jahre alt, die ein wenig später Großherzogin von Toscana ward, und der Prinzessin Marie Amalie, die erst sechs Jahre zählte.

Außer diesen drei Prinzessinnen waren noch da: die Prinzessin Maria Christina, neun Jahre alt, welche Königin von Sardinien ward; die Prinzessin Marie Antoinette, fünfthalb Jahre alt, welche Prinzessin von Asturien ward; die Prinzessin Maria Clotilde, zwei Jahre alt, welche im Jahre 1792 sterben sollte, und Marie Henriette, die noch in der Wiege lag und ihre Schwester nur um einige Monate überlebte.

Der Augenblick war da, wo ich meinen Plan in Ausführung bringen mußte. Die Königin und die Prinzessinnen gingen ein Stück in den Garten hinein; die zwei größeren gingen neben ihrer Mutter her, und die jüngere, Maria Amalie, sprang voran, pflückte Blumen und versuchte Schmetterlinge zu fangen.

Ich nahm ein Buch in die Hand, und ging in den Garten hinunter. Ich that, als ob ich läse. Dies gestattete mir zu sehen, ohne daß es so aussah.

Ich machte einen Umweg, so daß ich der königlichen Familie erst am andern Ende des Gartens begegnete. Ich wollte, daß die Königin glaubte, nur der Zufall habe mich ihr in den Weg geführt. Dann, indem ich diese Begegnung zugleich wünschte und fürchtete, verlangte ich nichts mehr, als einige Augenblicke zu haben, um mich darauf vorzubereiten.

Ich betrat die Allee, welche mich unfehlbar mit der

Königin zusammenführen mußte. Ich hatte die Augen auf mein Buch geheftet, aber es wäre mir unmöglich gewesen, auch nur den Titel dieses Buches zu nennen. Ich sah die Buchstaben, ohne daß dieselben meinen Gedanken einen Sinn darboten. Meine Gedanken waren anderwärts.

Mein Herz schlug mit seltsamer Heftigkeit.

Plötzlich an der Ecke einer Allee sah ich, kaum fünfundzwanzig bis dreißig Schritte, die Königin vor mir. Die kleine Prinzessin Amalie, welche ihrer Mutter immer noch voransprang, war nur noch zehn Schritte von mir entfernt.

Ich that, als bemerkte ich nichts, als wäre ich in meine Lectüre versunken. Ich hatte allemal noch Zeit, die Augen aufzuheben und eine ehrerbietige Ueberraschung zu heucheln. Man weiß, wie gut ich alle Gefühle auszudrücken und die zartesten Nuancen dieser Gefühle durch Mienen und Geberden zu erkennen zu geben verstand.

Ein Vorfall bewog mich jedoch, die Augen eher von meinem Buche aufzuheben, als ich eigentlich wollte.

Die kleine Prinzessin Amalie kam auf mich zugesprungen, nahm eine Blume aus ihrem Strauß und bot mir dieselbe.

Dies war eine gute Vorbedeutung.

Ich richtete den Kopf empor. Ich schien jetzt erst das königliche Kind ebenso wie seine Schwestern und die Königin zu sehen, und indem ich eine tiefe Verbeugung machte, schickte ich mich an, die mir dargebotene Blume anzunehmen.

In diesem Augenblicke aber rief die Königin, wie selbst durch meine Nähe überrascht, in lautem Tone zweimal: »Amalie! Amalie!«

Die Kleine, welche in der Stimme ihrer Mutter jenen

gebieterischen Ton erkannte, den sie so gut dareinzulegen wußte, drehte sich erschrocken um, lief mit ihrem unversehrten Blumenstrauß auf die Königin zu und ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholt, hatte Maria Caroline ihre Tochter bei der Hand genommen, sie in eine Seitenallee hineingestoßen und war dann selbst mit den beiden großen Prinzessinnen eingebogen, indem sie auf diese Weise that, als ob sie mir den Weg freilassen wollte.

Ich empfing den Stoß mitten ins Herz. Thränen traten mir in die Augen. Ich kehrte sofort auf mein Zimmer zurück, gab Befehl, den Wagen anzuspannen und reiste nach Neapel ab, indem ich an Sir William die Worte zurückließ:

»Machen Sie sich keine Sorgen wegen meiner Gesundheit, dieselbe hat mit meiner Abreise nichts zu schaffen. Ich habe geglaubt, Caserta verlassen zu müssen. Wenn ich Ihnen erzählen werde, was geschehen ist, so werden Sie, hoffe ich, meine Handlungsweise billigen.

»Ihre Emma.«

Zwei Stunden später war ich wieder in Neapel im Gesandtschaftshotel, und nachdem ich die Pferde wechseln gelassen, schickte ich den Wagen nach Caserta für Sir William zurück.

Neuntes Capitel.

Abends um sieben Uhr kam Sir William an.

Als er von der Jagd zurückgekehrt, hatte er mich abgereist gefunden, und obschon der König ihn mit eigenem Munde zur Tafel geladen, Caserta verlassen, nachdem er

dem König sagen lassen, daß ein unerwarteter Umstand ihn nöthigte, nach Neapel zurückzukehren.

Sir William ahnte, was geschehen sei. Ich brauchte ihm blos die Einzelheiten zu erzählen. Ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß er sich durch diesen Schimpf noch tiefer verletzt fühlte als ich. Er erbot sich mit mir noch diesen selben Abend Neapel zu verlassen, ohne auch nur Abschied zu nehmen.

Dies aber hätte zurückweichen, dies hätte das Feld räumen, dies hätte die Niederlage eingestehen heißen.

Das war es aber nicht, was ich wollte. Ich wollte siegen.

Ich wollte vorgestellt sein, ich wollte am Hofe empfangen werden, wie dies als Gattin des Gesandten von England mein Recht war. Ich wollte auch hier die Erfolge haben, die ich überall gehabt, wo ich deren haben gewollt, ich wollte mich endlich an dieser insolenten Königin rächen, indem ich ihre Höflinge selbst zwang zu sagen, daß ich nicht blos schöner, sondern auch intelligenter und geistreicher wäre als sie.

Ich bestand daher darauf, daß Sir William von dem König selbst eine Erklärung in Bezug auf das verächtliche Benehmen der Königin verlangte.

Wenn ich heute bedenke, zu welcher hochmüthigen Verblendung mein unerwartetes Glück mich verleitet, so erstaune ich über meine Kühnheit selbst.

Sir William zögerte keinen Augenblick, meinem Willen nachzugeben. Er hegte für mich eine so wahnsinnige Anbetung, daß er über das Benehmen der Königin gegen mich eben so erstaunt zu sein schien, als ich es war.

Er reiste wieder nach Caserta, begab sich sofort zum König, brachte die Frage offen zur Sprache und gab ihm zu verstehen, daß sein künftiges Verweilen von der Art und Weise abhängen würde, auf welche man sich gegen mich benähme.

Der König liebte Sir William sehr, nicht um Sir Williams, sondern um seiner selbst willen. Dieser durch und durch egoistische Fürst war einmal so. Lord Hamilton war ein guter Fußgänger, ein guter Jäger, ein guter Reiter, ein geistreicher und heiterer Gesellschafter. Seit vielen Jahren war der König an seine Nähe gewöhnt und diese würde ihm gefehlt haben.

Uebrigens begann der politische Horizont sich im Westen auch zu trüben. Der König von Neapel begriff, so wenig er auch in den Geschäften bewandert war, sehr wohl, daß Sir William, der Milchbruder des Königs von England, der Jugendgespiele Georgs des Dritten, ihm im Falle eines wahrscheinlichen Bruches mit Frankreich bei dem Cabinet von St. James eine mächtige Stütze sein konnte.

Er nahm daher die ihm gemachte Eröffnung mit vollkommener Freundlichkeit auf und mit jenem gutmüthigen Ton, der bei ihm zuweilen natürlich, zuweilen erheuchelt, aber in dem gegenwärtigen Falle so gut gespielt war, daß man das Spiel unmöglich bemerken konnte, sagte er:

»Mein lieber Lord, wissen Sie, welches Gerücht hier umläuft?«

»Nein, ich hoffe aber, daß Ew. Majestät mir die Gnade erzeigen will, es mir mitzutheilen.«

»Nun,« fuhr der König fort, »das Gerücht behauptet, Sie wären nicht gesetzlich vermält.«

Sir William hatte dies vorausgesehen. Er zog aus seiner Tasche das Certificat des protestantischen Geistlichen und überreichte es dann dem König.

»Hier, Sire,« sagte er, »ist meine Antwort.«

Der König las das Certificat und drehte es mit einer gewissen Verlegenheit mehrmals herum.

»Ich sage Ihnen,« fuhr er dann fort, »nichts Neues, wenn ich bemerke, daß man in Neapel sehr boshaft ist. Wollten Sie auch dieses Certificat an allen Ecken anschlagen lassen und ich durch ein Edict den Einwohnern befehlen, ihm Glauben beizumessen, so wäre man doch noch im Stande, daran zu zweifeln, während, wenn Ihre Vermälung am Hofe anerkannt wäre, wenn Sie Lady Hamilton dem König Georg dem Dritten vorgestellt hätten — was Ihnen bei dem Fuße, auf welchem Sie mit ihm stehen, sehr leicht sein müßte — man unmöglich länger läugnen könnte. Wie kommt es, daß Sie nicht daran gedacht haben?«

Sir Willam betrachtete den König mit seinem durchdringendsten Blick, aber es war ihm unmöglich, die Maske zu durchschauen. Ferdinand verstand sich auf ein gewisses gutmüthiges Mienenspiel, welches ihn, den schlauen und verschmitzten, als den naivsten aller Menschen erscheinen ließ.

»Es ist gut, Sire,« antwortete Sir William. »Sie geben mir einen Urlaub, nicht wahr?«

»Ja, aber nur ungern, denn ich möchte nicht, daß ein so vortrefflicher Gesellschafter wie Sie mich auch nur auf

einen einzigen Tag verließe. Wenn Sie es aber, besonders um einer so wichtigen Angelegenheit willen und um Ihrer Vermälung Anerkennung zu verschaffen, wünschen, so sehen Sie wohl ein, daß ich mich nicht weigern kann.«

»Dann brauche ich also blos nach London zu schreiben, damit meine Ankunft nicht allzu sehr überrasche.«

»Warten Sie! Auch diesen Aufenthalt kann ich Ihnen ersparen.«

»Eure Majestät würden mir dadurch einen großen Dienst leisten.«

»Wohlan, die Briefe, die ich von meinem Schwager, dem Kaiser von Oesterreich, und von meinem Schwager, dem König von Frankreich, erhalte, können als so wichtig betrachtet werden, daß sie ohne Verzug Mr. Pitt mitgetheilt werden müssen. Ich sage Mr. Pitt, weil bei Ihnen es so ziemlich ist wie hier. Der König ist nichts, der Premierminister dagegen Alles, sonst würde ich sagen, dem König Georg dem Dritten. Wohlan, ich werde Ihnen die Urschriften dieser Briefe anvertrauen und Ihnen einen eigenhändigen Brief an meinen Bruder, den König von Großbritannien, mitgeben. Indem Sie auf diese Weise die Mission, womit ich Sie bei ihm beauftrage, vollziehen, werden Sie zugleich Ihre eigenen Angelegenheiten besorgen.«

Besser konnte Sir William es sich nicht wünschen. Er empfing sofort die Briefe, welche er dem König von England und dessen Minister mittheilen sollte, und noch denselben Abend reisten wir auf einem leichten Schiffe der königlichen Marine, welches zu unserer Verfügung gestellt worden, nach Livorno ab.

Auf der Durchreise durch Florenz sollte Sir William einen Brief an den Großherzog Leopold abgeben. Von Florenz aus sollten wir unsere Reise mit Postpferden weiter fortsetzen, während die königliche Felucke in Livorno unsere Rückkehr erwartete.

Es war als ob die Witterung mit unseren ungeduldigen Wünschen übereinstimmte. Wir hatten fortwährend günstigen Wind, und machten die Ueberfahrt in drei Tagen.

Sir William vollzog seinen Auftrag bei dem Großherzog Leopold, den er über die Wendung, welche die Dinge in Frankreich nahmen, sehr unruhig fand. Alles ging hier einer nahen Revolution entgegen, und die ersten Ereignisse des Jahres 1789, bei welchem wir angelangt waren, verriethen, daß diese Revolution eine sehr ernste sein, und in der ganzen übrigen Welt ihren Wiederhall finden würde.

Er konnte daher Sir Williams Reise nach London und den anscheinenden Zweck, welchen dieselbe hatte, nur billigen. Er war auch nicht ohne Besorgniß wegen seines Bruders Joseph des Zweiten, Kaisers von Deutschland, dessen Gesundheit immer unsicherer und schwächer ward.

»Wir werden sehen,« sagte er, »wie unser Schwager Ferdinand der Vierte sich aus dieser ganzen Sache ziehen wird; er, welcher behauptet, er sei so glücklich, in seinen ganzen Staaten auch nicht einen einzigen Philosophen zu ernähren.«

Auf alle Fälle war er der Meinung, daß der Kaiser von Oesterreich, der König von Neapel, der Papst und sämmtliche Fürsten Italiens ein Schutz- und Trutzbündniß

schließen und eine Art Sanitätscordon ziehen müßten, damit die revolutionären Ideen nicht die Alpen überschritten.

Wir verließen Florenz mit der Post und kamen über den St. Gotthard in der Schweiz und den Niederlanden an, wo wir uns nach England einschifften.

Wir kamen in London gerade zehn Monate nach dem Tage an, wo wir es verlassen, und stiegen in unserem Hotel in Fleetstreet ab.

Noch an demselben Tage ward Sir William von dem Könige empfangen. Ich erwartete seine Rückkunft mit einer gewissen Aufregung und Unruhe. Mit meiner Wiederankunft in London war ich, so zu sagen, wieder in mein vergangenes Leben eingetreten, und sah mich wieder dem Elend und der Schmach meiner ersten Jahre gegenüber. Dem König konnte irgend ein Bedenken beigehen, und wenn man Sir William meine Vorstellung verweigerte, so fiel ich trotzdem, daß ich Lady Hamilton war, tiefer als je der Fall gewesen.

Freudestrahlend kam Sir William wieder nach Hause. Meine öffentliche Vorstellung sollte nächstfolgenden Montag stattfinden. Der König hatte keinerlei Schwierigkeit gemacht, sondern sich gegen seinen Freund Hamilton liebenswürdiger und freundlicher gezeigt als je.

Noch denselben Tag sprach Sir William den Wunsch aus, ein von Romney, der noch immer für den ersten Maler galt, gefertigtes Porträt von mir mit nach Neapel zu nehmen.

Es war unmöglich, daß Sir William mein früheres Verhältniß zu Romney nicht kannte. Er war aber so wenig mein Gatte, daß es mir ganz erklärlich war, wenn er in Be=

zug auf den großen Künstler keine Eifersucht an den Tag legte.

Wir verabredeten, denselben den nächstfolgenden Morgen in seinem Atelier in Cavendish Square zu überraschen. Ich war der Courtoisie Romney's zu sicher, als daß ich nöthig gehabt hätte, ihn durch einen Brief aufzufordern, in mir nur Lady Hamilton zu sehen, ja im sichern Besitz der Gewalt, welche ich über Sir William ausübte, machte ich mir ein Fest aus der Ueberraschung, welche mein unerwartetes Erscheinen dem berühmten Maler bereiten würde.

Da Sir William mein Porträt im Kostüm einer Odaliske zu besitzen wünschte, so legte ich meine prachtvolle türkische Kleidung an und wir stiegen in den geschlossenen Wagen, der uns nach Cavendish Square brachte, wohin wir von Sir Williams Hotel nur eine kurze Straße zurückzulegen hatten.

Ich kannte das Haus und es hatte, wie ich nicht anders sagen kann, einige meiner guten Erinnerungen bewahrt. Ohne Romney jemals in der eigentlichen Bedeutung des Wortes geliebt zu haben, war ich ihm doch sehr zugethan gewesen, und sein Andenken taucht in meinem Geiste nie auf, ohne von dem Lächeln meiner Lippen begleitet zu sein.

Er hatte immer noch denselben Kammerdiener. Dieser erkannte mich. Ich gab ihm einen Wink und deutete mit dem Auge auf meinen Gatten, der mir folgte.

Er bewies mir, daß er mich verstanden, indem er mich fragte, ob er Sir William oder Lady Hamilton anmelden sollte.

Ich antwortete verneinend, indem ich erklärte, wir

stünden im Begriff, seinem Herrn einen Freundschaftsbesuch, aber keine Staatsvisite zu machen und daß wir uns deshalb selbst anmelden würden.

Der Diener trat auf die Seite und ließ uns passiren.

Wir traten in Romney's Hotel. Sämmtliche vier Welttheile waren in Contribution gesetzt worden, um diesen prachtvollen Tempel der Kunst zu schmücken, Trophäen vereinigten die schönsten Waffen wilder und civilisirter Völker, die Pfeile des Indianers von Florida und die Kandschars Asiens, die Tigerfelle Bengalens, die Löwenhäupter des Atlas, die Felle des sibirischen Bären und des persischen Panthers lagen über die Möbel gebreitet und bedeckten den Fußboden oder die Wände, deren obere Felder mit den wunderbaren Skizzen des Meisters, den wir zu besuchen kamen, geschmückt waren.

Kurz, es gab in diesem umfangreichen Raum keine Stelle, wo das Auge ruhen konnte, ohne auf einen Gegenstand zu fallen, der in materieller oder künstlerischer Beziehung von hohem Werthe war.

Romney war eben im Begriff, die letzte Hand an eine Erigone zu legen, welche sich mit einem Tiger auf einem Blumenteppich wälzte.

Die Erigone hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit einer gewissen Emma Lyonna, eine Aehnlichkeit, welche bewies, daß diese Emma Lyonna noch nicht vollständig aus der Erinnerung des Malers entschwunden war.

Bei dem Geräusch der Thür drehte er sich nicht herum. Ohne Zweifel glaubte er, es sei blos sein Diener, der etwas zu ordnen oder aufzuräumen habe.

Ich berührte ihn mit der Hand an der Schulter. Nun

drehte er sich um, erkannte mich, stieß einen Schrei aus, stand, als er meinen Gemal erblickte, auf, verneigte sich vor mir und sagte:

»Noch schöner als früher. Ich hätte es nicht für möglich gehalten.«

Dann wendete er sich zu Sir William und fuhr fort:

»Empfangen Sie meine Complimente, Mylord, und sagen Sie mir schnell, ob ich das Glück haben kann, Ihnen einen Dienst zu leisten.«

Und mit wunderbarer Courtoisie, gerade als ob er mich zum ersten Mal sähe, führte er uns in seinem Atelier herum.

Sir William sagte ihm, was er wünschte, — ein Porträt von mir in dem Kostüm, welches ich eben trug.

Romney machte hocherfreut sofort eine große Leinwand zurecht und skizzirte seine ganze Composition.

Wir verabredeten, daß ich alle Tage wiederkäme, um zu sitzen, und Romney versprach nach Ablauf von acht Tagen mit dem Porträt fertig zu sein.

Am nächstfolgenden Tage führte Sir William mich ebenfalls nach Cavendish Square. Da er aber mehrere Geschäfte zu besorgen hatte, so ließ er mich blos absteigen, setzte sich dann wieder in den Wagen und versprach mich in zwei Stunden abzuholen.

Während dieser zwei Stunden war Romney so discret, kein Wort zu sagen und keine Anspielung zu machen, welche an unser früheres vertrautes Verhältniß hätte erinnern können.

Er sprach mit mir von Rom und Neapel, hörte ganz besonders mich darüber sprechen und versprach uns dort einen Besuch zu machen.

Ich gestehe, daß ich mich durch eine solche Delicatesse fast verletzt fühlte. Ich begriff dieselbe, aber sie schnürte mir das Herz zusammen.

Das Weib will, wenn sie auch vergißt, doch nicht vergessen werden.

Sir William kam etwas später wieder, als er gesagt, so daß das Porträt dadurch gewann. Er hatte Mr. Pitt gesprochen, ihm die Briefe von der Königin Marie Antoinette und von dem Kaiser Joseph dem Zweiten gezeigt und mit ihm eine lange Unterredung über die Angelegenheiten des Continents gehabt.

In Frankreich standen die Dinge äußerst schlecht. Kälte und Hungersnoth schienen sich verschworen zu haben, um aus den Franzosen eben so viel wüthende Teufel zu machen.

Man sprach von Einberufung der Generalstaaten auf den 4. April. Mr. Pitt betrachtete diesen Zeitpunkt schon jetzt als den Anfang der Revolution.

Sir William hatte Vollmacht erhalten, um in Neapel die Angelegenheiten Englands zu führen, wie ihm gut dünkte, natürlich immer mit gebührender Rücksicht auf die Ehre und die Interessen Großbritanniens.

In Romney's Gegenwart sagte er von diesem Allem nichts, sondern erzählte es blos mir auf dem Rückwege nach unserem Hotel.

Zehntes Capitel.

Am nächstfolgenden Montag, dem 20. März 1789, dem Tage meiner Vorstellung bei Hofe, war keine Sitzung

bei Romney. Der ganze Tag war den Zurüstungen zu dieser großen Ceremonie und ganz besonders dem Dienste meiner Toilette gewidmet.

Auf meine Vorstellung sollte großer Hofball folgen.

Als der König mich erscheinen sah, kam er mir mit liebenswürdiger Galanterie entgegen, bot mir die Hand und führte mich auf meinen Platz, indem er mit mir zu sprechen nur aufhörte, um sich mit Sir William zu unterhalten.

Kaum hatte der König mich verlassen, so näherte sich mir der Prinz von Wales.

Unwillkürlich ward mein Gemüth nun von einem einzigen Gedanken erfüllt. Ich sah mich in meinem schlichten Kostüm als Gesellschaftsfräulein auf Miß Arabella's Terrasse an dem Abend, wo sie den Prinzen von Wales empfangen. Ich sah sie wieder Beide am Fenster, dann in das helle Licht zurücktretend, strahlend vor Jugend und Begierde.

Ich weiß nicht, was der Prinz mir sagte. Ich weiß nicht, was ich ihm antwortete. Alle Fasern der Erinnerung enthoben meinen Geist der Gegenwart und ließen ihn rückwärts eine Reise in die Vergangenheit machen.

Ich mußte dem Prinzen sehr albern erscheinen.

Dieser Abend war für mich gleichzeitig ein Abend des Stolzes und des Schmerzes — des Stolzes, denn ich hatte mein Ziel erreicht; ich war officiell als Sir Williams Gattin am Hofe von England empfangen, kein anderer Hof konnte sich nun weigern, mich zu empfangen, und in meiner Eigenschaft als Gesandtin einer Großmacht kam ich, was den Rang betraf, unmittelbar nach den Prinzessinnen von

Geblüt — des Schmerzes, weil jedes Lächeln, jeder scheele Blick, jedes in's Ohr geflüsterte Wort mir eine im Grase kriechende Verleumdung zu sein schien, welche bereit war, den Kopf emporzuheben, sobald ich mich entfernt haben würde.

Sir William war ein förmliches Wunder von Ruhe und stiller Freude. Wäre ich, um sein Weib zu werden, aus dem strengsten, vergittertsten Kloster gekommen, so hätte er nicht stolzer auf mich zu sein scheinen können.

Dennoch ward mir der Abend sehr lang. und obschon ich den Hofball schon vor ein Uhr Morgens verließ, so war ich doch ungemein erschöpft und abgespannt.

Am nächstfolgenden Tage hütete ich mich wohl, die Sitzung bei Romney zu versäumen.

Ich fühlte das Bedürfniß, das Antlitz eines Freundes zu sehen; ich wußte, daß ich am vergangenen Abend nur Masken gesehen.

Er war, wie der Diener mir sagte, wegen eines dringenden Geschäftes ausgegangen. Er ließ mich deshalb um Entschuldigung bitten und zugleich ersuchen, ihn zu erwarten. Sir William, welcher diesen Morgen wieder allerlei Geschäfte zu besorgen hatte, nahm den Wagen und ließ mich bei Romney.

Ich erwartete diesen mit der größten Ungeduld. Ich sollte ihm Neuigkeiten bringen und es war mir, als wenn ich dergleichen von ihm erfahren würde.

Als ich daher seinen Schritt vernahm, als ich seine Stimme in dem Nebenzimmer des Ateliers hörte, als ich die Thür sich öffnen sah, eilte ich auf ihn zu und fragte:

»Nun?«

Wahrscheinlich regte sich auch in ihm etwas Aehnliches wie in mir, denn so unbestimmt meine Frage auch war, so beantwortete er doch meinen Gedanken direct.

»Wohlan,« sagte er zu mir, »Sie haben gestern einen wahnsinnigen Erfolg gehabt. Ich bin heute Morgen in der ganzen Stadt herumgelaufen, um Neuigkeiten von Ihnen zu hören, und ich habe nur wüthende Frauen gesehen. Wie es scheint, sind Sie wunderschön gewesen. Man spricht von drei Herzoginnen, die vor Eifersucht krank geworden seien; andere haben, als sie gesehen, wie der König Sie auf Ihren Platz geleitet und wie dann der Prinz von Wales mit Ihnen geplaudert, sich vor Wuth in die Finger gebissen und sind auf dem besten Wege, völlig überzuschnappen. Ich habe soeben das Porträt der Lady Craven skizzirt, einer Engländerin von altem Schrot und Korn, welche sich kürzlich von Lord Craven nach vierzehnjähriger Ehe scheiden gelassen. Sie ist mit auf dem Hofball gewesen und hat herzlich über die Gesichter gelacht, welche man Ihnen gezogen. Ich sagte ihr, daß ich Sie bei mir anzutreffen hoffte, und sie entgegnete mir ganz einfach: Machen Sie ihr meine Complimente und sagen Sie ihr, sie sei das schönste Geschöpf, welches ich jemals gesehen.«

Ich ergriff Romney's Hand und drückte sie ihm mit aller Kraft. Es drängte mich, ihm um den Hals zu fallen. Er hatte mir bis in die feinsten Aederchen das göttliche Gefühl der befriedigten Rache eingeflößt.

Am nächstfolgenden Tage erstatteten alle Journale ihre Berichte über den Hofball. Einige schonten mich nicht, aber was kam weiter darauf an? Mein Proceß der Königin von Neapel gegenüber war gewonnen.

Am siebenten Tage war mein Porträt fertig, da es aber in Folge der orientalischen Zuthaten, womit Romney mich umgeben, mehr ein Gemälde geworden, als ein Porträt geblieben war, so bat Sir William, entzückt von dem Talent, womit es ausgeführt worden, den Maler, die Gefälligkeit noch weiter zu treiben und sich nochmals an die Arbeit zu setzen, um ein zweites Porträt zu fertigen, welches eben so einfach wäre, als das erste complicirt war.

Romney verlangte nichts Besseres. Er behauptete, es mache ihm so viel Vergnügen, mein Bild zu malen, daß er nie ein anderes Modell begehren möchte.

An demselben Tage, wo er das erste Porträt beendete, begann er das zweite. Dieses war von wahrhaft griechischer Einfachheit.

Ich war mit bloßem Kopf, von vorn gesehen, das Haupt ein wenig gegen die rechte Schulter geneigt. Mein langes aufgelöstes Haar wallte auf meine Brust herab, die durch eine Tunica von Musselin halb verschleiert war. Ein Mantel von rothem Kaschemir war über meine Schultern geworfen.

Mein einziger Schmuck war ein goldener Gürtel, nach arabischer Manier ciselirt, der zugleich eine Camee umschloß, welche Sir William Hamilton vorstellte.

Dieses zweite Porträt, welches meiner Meinung nach noch schöner war als das erste, ward in fünf Tagen beendet, es ist dies dasselbe, welches Sir William dem Lord Nelson schenkte. Dieser ließ es in seiner Cajüte auf dem »Donnerer« aufhängen. Nach seinem Tode ward es mir zurückgegeben und es bildet in der elenden Hütte, wo ich

diese Memoiren schreibe, noch heute das Seitenstück zu dem seinigen.

In den Tagen meiner Armuth hat man mir bis zu zwölftausend Francs für diese beiden Porträts geboten, aber ich habe mich niemals entschließen können, mich davon zu trennen. Sie sollen die Aussteuer meiner Horatia sein.

Während unseres Verweilens in London gab Sir William einige Soiréen, zu welchen die ganze Gentry der Hauptstadt eingeladen ward.

Einige Frauen, welche es angemessen erachtet hatten, die Spröden zu spielen, weil sie sich auf der andern Seite der Vierzig befanden, glaubten, diese Gesellschaften nicht mit ihrer Gegenwart beehren zu sollen, von den jungen und schönen Frauen der Aristokratie aber blieb auch nicht eine einzige weg.

Sir William verlangte, daß ich in diesen Soiréen einige Charakterscenen vorführte. In der einen sprach ich demgemäß Julia's Monolog, in einer andern spielte und sang ich die Nina.

An diesem Abende entwickelte sich ein förmlicher Enthusiasmus und ganz besonders Romney war wie von Sinnen.

Am nächstfolgenden Tage schrieb er an einen seiner Freunde:

»In meinem letzten Briefe glaube ich Dir gemeldet zu haben, daß ich bei Sir William und dessen Gemalin diniren würde. Am Abende versammelten sich mehrere Personen unserer ersten Gesellschaft, um Lady Hamilton singen zu hören. Im ernsten wie im komischen Fache weckte sie durch ihre Anmuth, wie durch ihr Talent die Bewunde-

rung Aller, ihre Nina aber übertraf Alles, was man sehen kann, und ich glaube in Bezug auf das Feuer, welches sie in diese Rolle zu legen weiß, kommt keine andere Darstellerin ihr gleich. Die ganze Gesellschaft lauschte ihr mit athemloser Spannung, so einfach, so groß, so erschütternd und ergreifend ist ihr Spiel.«

Meine beiden Portäts wurden mit der größten Sorgfalt eingepackt und Sir William, der von dem, was er seinen »Schatz« nannte, sich nicht trennen wollte, richtete es so ein, daß wir denselben bei unserer Abreise gleich mitnehmen konnten.

Wir verließen London am 20. April. Sir William nahm aus Neugier den Rückweg über Paris. England, welches bald einen so grausamen Krieg gegen Frankreich führen sollte, war jetzt noch in Frieden mit diesem Lande und Sir William ward daher in dieser Beziehung durch nichts an der Ausführung seines Wunsches gehindert.

Wir kamen am 26. April an, gerade zur rechten Zeit, um eine Emeute zu sehen. Es war die der Vorstadt St. Antoine.

Sir William hatte alle mögliche Eile aufgeboten, um der Eröffnung der Generalstaaten beizuwohnen, welche am 27. stattfinden sollte. Bei unserer Ankunft erfuhr er jedoch, daß sie auf den nächstfolgenden 4. Mai verschoben war. Anstatt der Eröffnung der Generalstaaten sahen wir den Brand und die Plünderung der Magazine Réveillon's.

Wir sahen die Sache gleichsam aus der ersten Loge mit an. Ohne Zweifel wußte man schon am [illegible] [illegible]her, daß etwas geschehen würde, denn als Sir W[illegible] [illegible]ends

nach Hause kam, brachte er die Erlaubniß zu einem Besuche in der Bastille mit.

Den nächstfolgenden Tag machten wir von dieser Erlaubniß Gebrauch.

So wie wir uns der Bastille näherten, ward die Menge immer dichter und wir glaubten nicht, mit unserm Wagen bis zum Eingangsthore durchdringen zu können. Endlich gelang es uns, aber nicht ohne daß wir mit Geschrei und Verwünschungen begrüßt worden wären. Das französische Volk schien mir seit der Zeit, wo ich es zum ersten Male gesehen, sich sehr verändert zu haben.

Der Gouverneur Delaunay, welcher bereits in Kenntniß gesetzt worden, daß der englische Gesandte und seine Gemalin die Bastille besuchen würden, erwartete uns, um selbst die Honneurs des königlichen Schlosses zu machen. Er begann damit, daß er uns fragte, ob wir seine Gefangenen sehen wollten, wenigstens die, welche es ihm erlaubt wäre, uns zu zeigen.

Ich erkundigte mich, ob es zuläßig wäre, einige davon in Freiheit zu setzen.

Delaunay antwortete mir, daß seine Courtoisie sich so weit nicht erstrecken dürfe.

»Dann,« sagte ich, »wenn wir nichts für diese Unglücklichen thun dürfen, so wünsche ich sie lieber nicht zu sehen.«

»Aber was wünschen Sie dann sonst zu sehen?«

»Paris von der Höhe der Thürme.«

Dies ließ sich sehr leicht thun. Der Gouverneur ging mit seinem Hute in der Hand uns voran, und ließ, wie

dringend ich ihn auch bat, sich doch nicht bewegen, ihn aufzusetzen.

Ich fragte mich, wie ein so artiger und manierlicher Mann seinen Gefangenen gegenüber so unerbittlich oder vielmehr so habsüchtig sein könnte.

Man erzählte nämlich von ihm ganz unglaubliche Beispiele von Geiz und Eigennutz. Alle Aemter der Bastille bis herab zu dem des Küchenjungen wurden von ihm verkauft und hingen von ihm ab. Mit sechzigtausend Francs Besoldung wußte er es, wie man sagte, möglich zu machen, hundertundzwanzigtausend einzunehmen. Er hatte seinen Gewinn an Allem — am Holz, am Wein, an den Lebensmitteln. Die Terrasse einer Bastion war in einen Garten zum Spaziergange für die Gefangenen verwandelt worden, Delaunay aber hatte denselben für hundert Francs jährlich an einen Gärtner vermiethet.

Als wir oben auf den Thürmen standen, schweifte unser Blick einerseits bis zum äußersten Ende des Boulevard du Temple, andererseits bis zum sogenannten königlichen Garten, gegen Westen bis Vincennes, gegen Osten bis zu den Invaliden.

Erst von hier aus sahen wir ordentlich, wie zahlreich die Menge war, welche wir passirt und auf welche wir jetzt herabschauten.

Diese ganze Menge drängte sich nach der Vorstadt Saint-Antoine zu. Sie schien wild aufgeregt zu sein und einige Männer drohten im Vorbeiziehen der Bastille mit der Faust.

Delaunay lachte darüber.

Ich fragte ihn, was dieses Getöse und Geschrei zu bedeuten habe.

Er antwortete mir, das Volk von Paris behaupte in seiner Verblendung und Böswilligkeit, es müsse verhungern. Der Papierfabrikant Réveillon, einer jener Aristokraten des Handels — der allerschlimmsten Aristokraten, die es gäbe — habe, wie man behauptete, gesagt, der Arbeiter verdiene noch zu viel und man müsse sein Tagelohn bis auf fünfzehn Sous herabsetzen. Man fügte hinzu, er solle mit der schwarzen Schnur des St. Michaelisordens von dem Hofe decorirt werden, der sich auf diese Weise in ihm eines royalistischen Wählers versicherte.

Die ganze Menge drängte sich nach Réveillon's Magazinen. Das Geschrei, welches sie ausstieß, bedrohte den Papierfabrikanten mit dem Tode. Zum Glück hatte er sich versteckt, so daß man ihn in seinem Hause nicht fand.

Binnen wenigen Augenblicken ward nun aus einer Schütte Stroh eine Puppe fabricirt. Ein Trödler brachte einen alten Rock, welchen man dem Strohmann anzog. Dann hing man ihm eine schwarze Schnur um den Hals, befestigte ihn am Ende einer Stange und trug ihn so in den Straßen von Paris herum. Der Zug bewegte sich an der Bastille vorüber, um den Strohmann auf dem Platze vor dem Stadthause zu verbrennen.

Zugleich aber versprachen die Meuterer, indem sie sich entfernten, daß sie den nächstfolgenden Tag wiederkommen und das Haus in Brand stecken würden.

»Wenn Sie das sehen wollen,« bemerkte der Gouverneur in galanter Weise, »so kommen Sie morgen zur

selben Stunde wieder. Die Sache wird interessant werden, glaube ich.«

»Aber,« entgegnete ich, »da diese Leute ihre Absicht ganz laut und offen aussprechen, so wird die Polizei morgen ihre Maßregeln ergreifen und sich diesem Vorhaben widersetzen.«

»O Mylady,« entgegnete Delaunay lachend, »man sieht wohl, daß Sie sich noch in England glauben, wo ein Constabler, wenn er den Anführer der Emeute mit seinem Stabe berührt, eine Zusammenrottung von hunderttausend Mann zerstreut. Machen Sie sich aber keine Täuschung, Mylady. Hier sind wir in Frankreich und in Frankreich bleibt das Volk, wenn es sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, nicht auf halbem Wege stehen. Erzeigen Sie mir die Ehre, morgen mit mir zu frühstücken. Ich werde einen Mann als Schildwache auf die Thürme postiren, damit wir sofort benachrichtigt werden, wenn das Schauspiel beginnt, und ich verspreche Ihnen zum Dessert eine Scene, wie man dergleichen nicht alle Tage sieht.«

Ich sah Sir William an. Er las in meinen Augen den Wunsch, Zeugin der Ereignisse des morgenden Tages zu sein, und da er nie etwas Anderes wollte, als was ich wollte, so sagte er:

»Herr Gouverneur, abgesehen von dem Frühstück, nehmen wir Ihr freundliches Anerbieten an.«

Der Gouverneur verneigte sich.

»Unglücklicherweise,« entgegnete er, »sind die beiden Anerbietungen von der Art, daß sie sich nicht von einander trennen lassen. Es bietet sich mir Gelegenheit, einen der ersten Gelehrten der Welt und die schönste Frau Englands

an meiner Tafel zu empfangen, und diese Gelegenheit werde ich mir nicht entgehen lassen.«

Ich fühlte mich angenehm geschmeichelt und bewunderte zugleich diese französische Galanterie, welche wie eine natürliche Blume sogar aus den Steinritzen eines Gefängnisses hervorsproßte.

»Wohlan, Herr Gouverneur,« antwortete ich, »ich nehme Ihre freundliche Einladung im Namen meines Gatten und in dem meinigen an, aber nur unter einer Bedingung.«

»Eine von Ihnen, Mylady, gestellte Bedingung ist schon im Voraus angenommen, bestünde sie auch darin, daß Sie die Schlüssel zur Bastille ausgehändigt verlangten. Nennen Sie die Bedingung.«

»Sie werden uns die gewöhnliche Kost der Gefangenen auftragen lassen, damit mich etwas daran erinnert, daß ich in einem Gefängniß frühstücke.«

»Auch in diesem Punkt kann ich Sie zufriedenstellen, Mylady, und verspreche Ihnen Gefangenkost.«

»Auf Ihr Ehrenwort?«

»Auf Edelmannsparole.«

Ich reichte dem Gouverneur die Hand.

»Ich weiß,« sagte ich, »daß, wenn ein Franzose dies sagt, er sich lieber umbringen lassen, als sein Ehrenwort brechen würde. Auf Wiedersehen morgen.«

Mit diesen Worten nahmen wir Abschied von dem galanten Gouverneur der Bastille.

Elftes Capitel.

In Erwartung des für den nächstfolgenden Tag versprochenen Schauspiels fragte Sir William mich, wo ich den Abend zuzubringen wünschte. Es versteht sich von selbst, daß ich antwortete: In der Comédie française.

Das Theater war und blieb stets meine herrschende Leidenschaft, und wenn zur Zeit meines Elends Drury Lane nicht niedergebrannt wäre, so wäre ich höchst wahrscheinlich dort aufgetreten und vielleicht die Nebenbuhlerin einer Mistreß Siddons geworden, anstatt die einer Aspasia zu werden.

Für das Heil meiner Seele und die Ruhe meines Gewissens wäre dies ohne Zweifel besser gewesen.

Man gab »Berenice« von Racine.

Sir William ließ eine Loge verlangen; man meldete ihm aber, daß keine mehr zu haben sei.

Mitten unter Emeute und Hungersnoth keine Loge mehr im Theater! Das erschien mir ganz unglaublich.

Wir fragten nach der Ursache dieses Andranges.

Man antwortete uns, ein junger Tragöde, der erst seit zwei Jahren debutire, aber stets mit dem größten und verdientesten Beifall, werde an diesem Abend zum ersten Male in der Rolle des Titus auftreten.

Ich fragte wie er hieße. Sein Name war François Talma.

Sir William sah, daß ich über dieses Mißgeschick ganz trostlos war. Er schrieb deshalb sofort an seinen

Collegen, den englischen Gesandten am französischen Hofe, um ihn zu fragen, ob er nicht zufällig eine auf das ganze Jahr gemiethete Loge in der Comédie française habe.

Der Gesandte, der wahrscheinlich nicht verheiratet war, oder dessen Frau das Theater nicht liebte, antwortete, er könne zu seinem großen Bedauern Sir Williams Wunsch nicht befriedigen, denn er habe keine Loge.

Ich war so außer mir, daß ich Sir William bat, unsern Wirth heraufkommen zu lassen und denselben zu befragen, ob er nicht ein Mittel wüßte, wodurch eine Loge oder auch nur Plätze überhaupt, möchten es sein, was für welche es wollten, zu erlangen seien.

»Ich kenne nur ein Mittel,« sagte der Wirth, »und dies besteht darin, daß Sie an Herrn Talma selbst schreiben.«

Sir William machte eine verneinende Geberde.

»Talma ist ein vortrefflicher junger Mann,« hob unser Wirth wieder an. »Er verkehrt mit der besten Gesellschaft von Paris, ist ausgezeichneter Patriot und wird sicherlich, wenn Sie sich nennen wollen, Mylord, Alles, was in seinen Kräften steht, thun, um Ihnen das Vergnügen zu verschaffen, ihn zu sehen.«

Sir William drehte sich nach mir herum und wußte nicht, was er thun sollte.

Er sah, daß ich die Hände faltete und ihn mit flehendem Blick ansah.

»Wohlan,« sagte er, »da Du es einmal willst, so soll es geschehen.«

Er ergriff die Feder und schrieb:

»Sir William Hamilton, Gesandter des Königs von

Großbritannien, und seine Gemalin haben die Ehre, Herrn Talma zu begrüßen und ihm den Wunsch zu erkennen zu geben, ihn heute Abend in der Rolle des Titus zu sehen. Alle ihre Bemühungen, sich eine Loge zu verschaffen, sind vergebens gewesen. Sie sehen sich deshalb, selbst auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, genöthigt, sich an ihn selbst zu wenden und ihn um zwei Plätze zu bitten, mögen dieselben sein, wo sie wollen, dafern sie nur von einer Dame besucht werden können.«

»29. April.«

»Wollen Sie es übernehmen, diesen Brief an Herrn Talma zu befördern?« fragte Sir William unsern Wirth.

»Ja wohl, es wird dies durchaus keine Schwierigkeit machen.«

»Und Sie werden uns die Antwort zustellen lassen?«

»Damit der Auftrag richtig ausgeführt werde,« sagte unser Wirth, »werde ich selbst gehen.«

Und ohne unsern Dank abzuwarten, entfernte er sich, indem er den Brief mitnahm.

»In der That,« murmelte Sir William, als ob er es nur ungern zugestünde, »es läßt sich nicht läugnen, daß das französische Volk ein sehr artiges und höfliches ist. Wie schade, daß es auch ein so leichtsinniges ist!«

Sir William war weit entfernt zu ahnen, daß die Franzosen so nahe daran waren, die gute Eigenschaft, wegen welcher er sie lobte, und den Fehler, welchen er ihnen zum Vorwurf machte, abzulegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde trat unser Wirth mit freudestrahlender Miene wieder ein. Er hielt ein Billet in der Hand.

»Sie haben eine Loge?« rief ich ihm entgegen, als ich ihn erblickte.

»Ja,« sagte er, indem er sein Billet emporhielt. »Hier ist sie.«

Ich nahm ihm das Billet aus der Hand. Es standen darauf die Worte geschrieben:

»Gut für meine Loge. Talma.«

Und darunter:

»Eingang der Artisten.«

Außer mir vor Freude bemächtigte ich mich des Billets.

»Warte,« sagte Sir William zu mir; »es ist dies noch nicht Alles. Titus erzeigt uns die Ehre, uns zu antworten.«

»Ah, lassen Sie sehen.«

Ich las:

»Der Bürger Talma bedauert, dem berühmten Sir William Hamilton und Mylady Hamilton blos seine eigene, auf der Bühne selbst befindliche Loge anbieten zu können. So aber, wie sie ist, offerirt er dieselbe mit dem Ausdruck seiner umfassendsten Dankbarkeit dafür, daß man die Gewogenheit gehabt hat, sich seiner zu erinnern. 27. April 1789.«

Es versteht sich von selbst, daß wir Schlag halb acht Uhr im Theater waren. Der Schweizer erwartete uns an der Thür, ließ uns quer über die Bühne gehen und führte uns in die Loge.

Es war leicht zu sehen, daß der Mann, welchem dieselbe gehörte, hier die ganze Koketterie entfaltet hatte, deren ein Künstler fähig ist. Ein großer Spiegel schmückte

eine der Wände, die Möbel waren mit türkischen gold-
gestickten Stoffen bedeckt. Die ganze Loge erinnerte mich
im Kleinen an Romney's Atelier.

Ich war ganz entzückt darüber, mich auf der Bühne
zu befinden. Es freute mich dies zehnmal mehr, als wenn
ich im Zuschauerraum gewesen wäre, selbst wenn man mir
die königliche Loge zur Verfügung gestellt hätte.

Mit Ungeduld erwartete ich das Aufgehen des Vor-
hangs. Mittlerweile aber hatte ich ein Schauspiel, welches
fast noch interessanter war als das der Tragödie, nämlich
das hinter den Coulissen.

Alle Künstler sprachen mit einander über ihren Col-
legen Talma und fragten sich, welche neue »Ausschreitung«
in Bezug auf das Kostüm er sich erlauben würde.

Mit diesem Ausdrucke »Ausschreitung« bezeichneten
sie nämlich die förmlich wissenschaftliche Arbeit, welcher
Talma sich unterzog, um das Theater zur historischen
Wahrheit zurückzuführen.

Endlich ließ das Glöckchen sich hören, man that die
drei Schläge, der Regisseur machte Platz für die Künstler
und der Vorhang ging auf.

Ich gestehe, daß, als in der ersten Scene des zweiten
Actes Titus auftrat, ich einen Ruf der Bewunderung aus-
stieß. Es war mir, als sähe ich eine römische Bildsäule
einhergewandelt kommen.

Der Kopf war ganz besonders wunderschön. Das
nach antiker Weise kurz geschnittene Haar, der Lorbeer-
kranz, der nicht festgebundene, sondern nachlässig über die
Schultern geworfene Purpurmantel, so daß dem Träger
freies Spiel damit gestattet war — Alles dies lieh der

Physiognomie des Künstlers ein eigenthümliches Gepräge, welches den Zuschauer um siebzehnhundert Jahre zurückversetzte.

Die sämmtlichen übrigen Darsteller sahen dagegen aus wie Masken.

Die Rolle der Berenice war, so viel ich mich erinnern kann, mit einer jungen schönen Actrice besetzt, welche Madame Vestris hieß. Sie trug das alterthümliche Kostüm, Puder und Reifröcke.

Als sie in der vierten Scene des zweiten Actes auftrat und sich Titus gegenüberbefand, machte sie erst eine Geberde der Ueberraschung und unterdrückte dann eine heftige Anwandlung zum Lachen.

Titus ging mit nackten Armen und Beinen, während die Andern Tricots und seidene Beinkleider trugen.

Nichtsdestoweniger sagte sie mit dem ganzen seelenvollen Ausdruck, welchen sie dareinlegen konnte, die lange Tirade, welche fast diese ganze Scene ausfüllte.

Nachdem sie jedoch den letzten Vers gesprochen, hörte sie nicht auf die Antwort des Titus, sondern betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen und murmelte:

»Aber, mein Gott, Sie haben ja keine Perrücke! Sie tragen ja weder Tricot noch Beinkleider.«

Talma, der mittlerweile zu Ende gesprochen, antwortete ihr leise:

»Liebe Freundin, dergleichen trugen die Römer ja nicht.«

Berenice fuhr in ihrer Rolle weiter fort, und die Zuschauer, welche von diesem leisen Zwischenspiel nichts gehört, waren zu Thränen gerührt.

Ich bog mich in den Hintergrund der Loge zurück, um ungenirt lachen zu können, während Sir William in seiner Eigenschaft als Alterthumskenner wiederholt sagte:

»Er hat Recht, er hat vollkommen Recht. Bravo, junger Mann, Bravo! Sie sehen aus wie eine in Herculanum oder Pompeji ausgegrabene Statue. Perge! Sic itur ad astra!«

Der Tragöde verneigte sich zum Zeichen des Dankes leicht nach unserer Seite.

»Wer sind die Leute, die Du in deiner Loge hast?« fragte Madame Vestris in mürrischem Tone, während sie immer weiter spielte.

»Es sind englische Künstler,« antwortete Talma mit einem leichten Lächeln, welches auf die Rechnung der Liebe gebracht ward, welche Titus für Berenice empfindet.

»Ja, Künstler, Herr Talma!« rief ich Beifall klatschend, »Sie haben Recht, echte Künstler.«

Als Titus abtrat, spendete ich doppelten Beifall, denn dieser Abgang ward von dem jungen Tragöden bewunderswürdig ausgeführt.

In dem Augenblicke, wo nach Beendigung des zweiten Actes der Vorhang hinabfiel, hörte man einen lauten Beifallssturm im Zuschauerraum. Man bog sich aus den Logen und man schrie: »Bravo!« Von unserm Standpunkt aus konnten wir nichts sehen, einige Künstler aber näherten sich dem Vorhang und lugten durch das darin angebrachte Loch.

»Was gibt es? was gibt es?« fragten die andern Schauspieler diejenigen, welche so glücklich waren, durch die Oeffnung schauen zu können.

»Na,« antwortete eine Stimme, »das fehlte blos noch!«

»Was denn?«

»Der Narr von Talma findet Nachahmer.«

»Wie?« fragte einer der Schauspieler; »gibt es vielleicht im Parterre Leute, welche keine Beinkleider anhaben?«

»Nein, wohl aber gibt's im Orchester einen jungen Mann, der sich wahrscheinlich im Zwischenact das Haar hat abschneiden lassen. Er ist à la Titus frisirt und er ist es, dem man Beifall zujubelt.«

Zwischen dem zweiten und dem dritten Act ward dieses Beispiel von noch drei oder vier anderen jungen Leuten nachgeahmt. Im letzten Acte hatte Talma wenigstens zwanzig Nachahmer unter den Zuschauern.

Ich brauche nicht erst zu sagen, daß von diesem Abend an die Mode datirte, das Haar à la Titus zu tragen.

Als nach dem fünften Act der Vorhang fiel, ließ Sir William Hamilton, meinen Wünschen entgegenkommend, durch den Schweizer den Bürger Talma fragen, ob wir ihm einen Besuch in seiner Ankleideloge machen könnten, um uns bei ihm zu bedanken.

Er ließ uns sofort antworten, es sei dies für ihn eine so große Ehre, daß er nicht gewagt habe, dieselbe zu erwarten; wenn wir ihm aber dieselbe erzeigen wollten, so würde er sie gern annehmen.

Wir machten uns auf den Weg nach seiner Loge. Der Corridor war gedrängt voll; als man aber eine Dame, welche der höhern Gesellschaft anzugehören schien, erblickte,

drückte Jeder sich an die Wand, so daß es uns gelang, unser Ziel zu erreichen.

Titus erwartete uns an der Thür, um die Honneurs seiner Loge zu machen. Unser Erstaunen war groß, als er uns in vortrefflichem Englisch anredete und uns oder vielmehr Sir William fragte, ob er sein Incognito beibehalten wolle oder nicht.

Sir William antwortete, er habe durchaus keinen Grund, die Ehre zu verbergen, welche er sich selbst erzeige, indem er einem großen Künstler seinen Dank und seine Complimente abstattete. Im Gegentheil wünsche er, der Gesellschaft, die sich in der Loge befände und die dem Anscheine nach der intelligenten Classe angehöre, vorgestellt zu werden.

Sir William irrte sich auch nicht. Talma stellte uns nach der Reihe den Dichter Marie Joseph Chenier, dessen »Carl den Neunten« er wieder aufnehmen wollte, Ducis, dessen »Macbeth« er studirte, den jungen Arnault, der für ihn den »Marius« gedichtet, La Harpe, der ihn quälte, seinen »Wasa« zu spielen; den Maler David, der ihm seine Kostüme zeichnete, den Chevalier Bertin, der vor fünf oder sechs Jahren sein Buch über die Liebe herausgegeben und der den nächstfolgenden Tag nach St. Domingo abreiste, wo er schon ein Jahr später sterben sollte, Parny, den man den französischen Tibull nannte und der im Begriff stand, seine »Eleonore« zu dichten, während sein Bruder vielleicht mit weniger Poesie, aber mit eben so viel Witz Mademoiselle Contat sang, und endlich fünf oder sechs andere junge Leute vor, welche alle einen Namen hatten oder im Begriff standen, sich einen zu machen.

Sir William hatte seinen Hof und ich hatte auch den

meinigen. Die Poeten kamen zu mir, die Maler gingen zu Sir William. Er verwickelte sich mit David und Talma in eine gelehrte Discussion über das antike Kostüm, während ich den Chevaliers Bertin und Parny Complimente über ihre Verse machte, und sie mir mit Lobsprüchen über meine Schönheit vergalten.

Sir William, der fortwährend bedacht war, mir Triumphe zu verschaffen, bereitete mir auch jetzt einen.

Er ersuchte Talma, sich mit seinen sämmtlichen Freunden, die sich in seiner Loge befänden, den nächstfolgenden Abend in seinem Hotel einzufinden. Wenn Talma sich dazu verstünde, Verse von Corneille, Racine und Voltaire zu declamiren, so würde Lady Hamilton ihrerseits einige Scenen aus Shakespeare vorführen.

Talma ward zugleich gebeten, seine Freunde in Kenntniß zu setzen, daß der Abend mit einem Souper schließen würde.

Die Einladung ward einstimmig angenommen und wir begaben uns nach Hause.

Wir hatten, wie man sich erinnert, versprochen, uns den nächstfolgenden Morgen um zehn Uhr in der Bastille einzufinden, um mit dem Gouverneur zu frühstücken.

Zwölftes Capitel.

Als wir nach Hause kamen, dankte ich Sir William Hamilton für den reizenden Abend, den er mich verleben lassen. Die Kunst schien mir, beim Lichte besehen, immer das Ziel zu bleiben, zu welchem ich bestimmt war, und wenn ich meinem wirklichen Berufe folgen und mich dem Theater

widmen gekonnt hätte, so hätte ich sicherlich einen eben so weitverbreiteten Ruf hinterlassen, wie Mademoiselle Champmeslé oder Mistreß Siddons.

Am nächstfolgenden Morgen ließ ich frühzeitig zwei Schneiderinnen kommen. Ich fertigte ihnen die Zeichnungen zu zwei Kostümen, welche ich für den Abend wünschte, zu dem Ophelia's und dem Julia's. Ich forderte sie auf, so viel Gehilfinnen anzunehmen, als sie wollten, damit bis um acht Uhr Abends unfehlbar die beiden Kostüme fertig wären.

Die beiden Schneiderinnen gaben mir ihr Wort. Ich rechnete auf dasselbe eben so fest, wie ich am Tage zuvor auf die Edelmannsparole des Gouverneurs Delaunay gebaut, und stieg um halb zehn Uhr in den Wagen, um mich mit Sir William nach der Bastille zu begeben.

Als wir jedoch den Boulevard du Temple erreichten, war die Menschenmenge so dicht, daß es uns unmöglich war, auf diesem Wege weiterzukommen. Wir fuhren deshalb durch die Rue du Temple, gewannen den Quai und fuhren dann an dem Arsenal vorbei. Auf dieser Seite war der Raum frei, denn über die Bastille ging die Emeute nicht hinaus und ergoß sich linkerseits in die Vorstadt Saint-Antoine.

Der Gouverneur erwartete uns und die Tafel war mit großem Luxus hergerichtet. Er lud uns ein, ohne Verzug zu frühstücken, weil die Emeute sich bis zu Mittag wahrscheinlich zu ihrem vollen Glanze entfaltet haben würde.

Gleich bei dem ersten Gange beschuldigten wir, als wir die Menge der Speisen und die Fei[illegible]

sahen, den Gouverneur, daß er seinem Wort untreu geworden, weil er uns nicht die Kost der Gefangenen vorsetze.

»Mylady,« antwortete Delaunay, »Sie haben mir allerdings Bedingungen gestellt, innerhalb derselben aber mir vollen Spielraum gelassen. Wir haben in der Bastille Gefangene von verschiedenen Gattungen, von Prinzen vom Geblüt an bis zu Pasquillanten. Für die Beköstigung eines Prinzen von Geblüt sind fünfzig Francs täglich festgesetzt, für die eines Marschalls von Frankreich sechsunddreißig, für die der Generale und Brigadiers vierundzwanzig, für die eines Raths fünfzehn, für die eines gewöhnlichen Richters zehn, für die eines Geistlichen sechs und endlich für die eines Pasquillanten oder Flugschriftlers drei.

»*Nun und?*« fragte ich, denn ich wußte nicht recht, *wo er mit dieser langen* Aufzählung hinauswollte.

»Nun,« hob er an, »ich tractire Sie als Prinzen von Geblüt. Sie haben ein Frühstück wie ein gefangener Prinz, weiter nichts.«

»Dann haben wir wohl das Frühstück des Herrn von Beaufort?« fragte ich.

»Nein, da irrst Du Dich, liebe Freundin,« sagte Sir William, »Herr von Beaufort sitzt nicht in der Bastille, sondern in Vincennes. Herr von Condé aber hat in der Bastille gefangen gesessen.«

»Wie?« rief ich. »Dann hat er hier seine Nelken gezüchtet! Wenn noch eine davon da ist, Herr Gouverneur, so werden Sie mir dieselbe schenken.«

»Da irrst Du Dich abermals,« sagte Sir William.

»Der Condé, welcher sich zum Gärtner machte, war Ludwig der Zweite, der große Condé, und dieser war ebenfalls in Vincennes, dafern Du nicht zugeben willst, daß in der Bastille geboren werden auch so viel heiße, als wie als Gefangener darin sein. Heinrich der Zweite, sein Vater, ein ziemlich trauriger Gesell, saß in der Bastille.«

»Aber das muß ich gestehen!« rief der Gouverneur, »ein englischer Gelehrter weiß von der Geschichte meiner Festung mehr als ich! Wohlan, einen Toast auf den Tower von London. Möge derselbe die Könige von England immer von ihren Feinden befreien, ebenso wie die Bastille den König von Frankreich von den seinigen befreit. Ich kann Ihnen versichern, Mylord, daß der Herzog von Clarence in keinem bessern Wein ertränkt worden ist, als der ist, welchen Sie gegenwärtig trinken.«

Wir hatten eben, um dem Gouverneur Bescheid zu thun, unsere Gläser geleert, als man uns meldete, daß, wenn wir die Emeute in ihrer ganzen Schönheit sehen wollten, wir keinen Augenblick zu verlieren hätten.

Der Gouverneur wollte uns noch länger bei Tische zurückhalten und versicherte uns, daß wir noch vollauf Zeit hätten. Die Neugier trug jedoch den Sieg davon und wir bestiegen den Thurm, welcher der Vorstadt St. Antoine zunächst gelegen war.

Als wir diesen hohen Punkt, von wo uns keine Einzelheit entgehen konnte, erreicht hatten, sahen wir den furchtbaren Auftritt in seiner ganzen Häßlichkeit.

»Pardieu!« sagte der Gouverneur, indem er Sir William sanft an der Schulter berührte, »ich kann Ihnen

nicht blos die Plünderung von Réveillon's Magazin, sondern auch Réveillon selbst zeigen.«

»Wie so?«

»Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß er gestern Morgens, weil er wohl wußte, daß es sich um nichts Geringeres handelte, als ihn aufzuhängen, zu mir kam, um mich um ein Asyl zu bitten, was ich ihm natürlich auch bewilligt habe. Sehen Sie dort jenen kleinen Mann mit dem krausen Haar, den geballten Fäusten und dem verzerrten Gesicht, welcher an dem, was vorgeht, so großes Interesse zu haben scheint und sich über die Brustwehr der Schießscharten hinausbeugt, so daß man meinen sollte, er wolle von der Mauer hinabspringen?«

»Das ist Réveillon?«

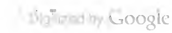
»Ja, das ist er.«

Und damit wir nicht an seinen Worten zweifeln möchten, setzte der Gouverneur hinzu:

»He, Herr Réveillon! Was meinen Sie zu dem, was da drüben geschieht?«

Réveillon zuckte zusammen.

»Ich glaube, Herr Gouverneur,« antwortete der arme Teufel, »wenn der Hof nicht eine Emeute brauchte, um wegen der Generalstaaten Zeit zu gewinnen, so würde man mit diesem Lumpengesindel sehr bald fertig werden. Ist es nicht eine wahre Schande? Zweitausend Meuterer plündern mein Haus und werden es wahrscheinlich in Brand stecken und Herr von Bezenval schickt, wie viel? Zählen wir sie — zehn, fünfzehn, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig — Herr von Bezenval schickt dreißig Mann, um zweitausend im Zaume zu halten, abgesehen von hunderttausend Zu-



schauern, welchen die Sache Spaß macht und die folglich die andern aufhetzen.«

»Mein bester Herr Réveillon,« sagte der Gouverneur, »nehmen Sie sich in Acht! Sie sprechen sich über die Regierung Seiner Majestät etwas ungenirt aus, und da Sie einmal in der Bastille sind, so wäre es leicht möglich, daß man Sie darin ließe.«

»O,« sagte Réveillon, welcher beim Anblick seines zerschlagenen Hausgeräthes in immer größere Wuth gerieth, »ich bin ganz unbesorgt. Für Leute, wie ich bin, ist die Bastille nicht gebaut, sondern für die großen Herren. Sie selbst zum Beispiel, wenn Sie wollten —«

Er zögerte und stockte.

»Nun?« fragte der Gouverneur lachend.

»Nun, Sie brauchten blos ein Wort zu sagen und Sie könnten mich retten, denn morgen bin ich an den Bettelstab gebracht.«

»Und was für ein Wort müßte ich sagen?«

»Sie brauchten blos zu sagen: »Feuer!« und eine Ihrer Kanonen brauchte blos zu gehorchen, dann würde der Platz mit einem Male leer sein.«

»Aber,« sagte Sir William zu dem Gouverneur, »wie mir scheint, hat dieser Unglückliche nicht ganz Unrecht.«

»Im Gegentheile,« sagte der Gouverneur, »er hat sogar vollkommen Recht. Ich commandire aber ein königliches Schloß und kann, ohne ausdrücklichen Befehl vom König, keine Kanone richten und kein Zündkraut losbrennen.«

Die Plünderung ging mittlerweile ihren Gang. Nach

der Plünderung kam die Brandlegung. Die Flammen begannen zu den Fenstern herauszuschlagen.

Nun rückten einige Compagnien Garden an und gaben Feuer. Zwei oder drei der Meuterer stürzten, die andern aber trieben die Soldaten mit Steinwürfen zurück.

Ich suchte mit den Augen Réveillon. Er war nicht mehr da. Ohne Zweifel hatte der Anblick der Verwüstung seines Hauses ihn so tief bekümmert, daß er ihn nicht länger zu ertragen vermocht, sondern sich in ein Zimmer der Bastille zurückgezogen hatte.

Endlich nach Verlauf von zwei oder drei Stunden, während man die Plünderer und Brandstifter nach Belieben schalten und walten gelassen, kamen die Schweizer angerückt.

Die Meuterer wollten mit diesen machen, was sie mit den französischen Garden gemacht; die Schweizer aber waren nicht so gutmüthig. Sie feuerten in allem Ernste, nicht mehr blind, sondern scharf, tödteten etwa zwanzig Menschen und zerstreuten nicht blos die Plünderer, sondern auch die Neugierigen.

Dann drangen sie in das brennende Haus, aus welchem sie Menschen auf die Straße herausgeschleppt brachten, die uns anfangs todt zu sein schienen, die aber nur betrunken waren, und welche man in den Kellern gefunden hatte.

Einige jedoch hatten, indem sie Réveillon's Wein zu trinken geglaubt, die Farbestoffe der Fabrik getrunken und mußten an dem darin enthaltenen Gift wirklich sterben.

Ich sah, daß im Ganzen genommen eine Emeute nicht etwas so Lustiges war, wie ich mir dachte. Diese hier, welche

mit dem Aufknüpfen eines Strohmannes begonnen, endete mit der Plünderung und Anzündung eines Hauses. Ferner mit dem Tode von fünf oder sechs Soldaten und von etwa zwanzig Menschen, welche, wenn auch elendes Gesindel, doch deswegen immer Menschen waren.

Wir dankten dem Gouverneur der Bastille für seine Emeute und sein Frühstück, gestanden ihm aber, daß der Anblick der ersten uns abhielte, das letztere zu beenden.

Wir ließen deshalb seine Gefangenkost der Prinzen von Geblüt, welche, wie ich nicht anders sagen kann, ausgezeichnet war, halb stehen und kehrten mit leichterer Mühe, als wir gekommen waren, in unser Hotel zurück.

Als wir vier Monate später in Neapel die Einnahme der Bastille und Delaunay's Tod erfuhren, machten diese beiden Nachrichten auf uns einen um so tiefern Eindruck, weil wir das Schloß und seinen Gouverneur kannten.

Wenn man aber die Höhe der Thürme, die Stärke der Mauern und die Festigkeit der Thore gesehen hat, so fragt man sich, wie ein schlecht bewaffnetes, schlecht geführtes Volk ohne Kanonen, ohne Kriegsmaschinen eine solche Festung wie die Bastille erstürmen kann? Diese Frage wird seit fünfundzwanzig Jahren gestellt, aber die Antwort darauf ist noch nicht erfolgt.

Sobald ich einmal wieder nach Hause war, beschäftigte ich mich nur noch mit den Zurüstungen zu unserer Abendgesellschaft. Ich ging mit ganz eigenthümlicher Koketterie zu Werke, um mir den Beifall einer solchen Versammlung intelligenter Männer zu erwerben.

Ich fürchtete blos, daß die Ereignisse des Tages unsern Projecten für den Abend Eintrag thun könnten.

Ich kannte aber die Franzosen noch nicht, dieses vielseitige Volk, welches Zeit für Alles findet, welches an einem und demselben Tage mit gleicher Sorglosigkeit, und ich möchte beinahe sagen mit derselben Geschicklichkeit die Muskete, den Bleistift und die Feder handhabt, welches am Morgen dem Revoltiren, Abends der Kunst obliegt und zwar alles dies mit einem Eifer und einem Zartgefühl, welches nur ihm angehört.

Um acht Uhr hatten meine beiden Schneiderinnen Wort gehalten und ich bekam meine beiden Kostüme. Die Pünktlichkeit, womit unsere Gäste von neun bis halb zehn Uhr sich einfanden, bewies uns das Vergnügen, welches es ihnen machte, unserer Einladung zu folgen.

Anfangs sprach man von der Neuigkeit des Tages, das heißt von der Emeute. Mit Erstaunen sah ich, daß alle diese Künstler, alle diese Poeten, alle diese Journalisten, wenn sie dieselbe auch nicht einzig und allein auf Rechnung des Hofes brachten, doch wenigstens der Meinung des armen Réveillon waren, als derselbe sein Magazin brennen sah, nämlich, daß der Hof sich nicht so kräftig widersetzt hatte, wie er wohl gekonnt hätte.

Der Dichter Chenier und der Maler David gingen noch weiter. Sie behaupteten nicht blos, daß der Hof sich der Emeute nicht widersetzt hätte, sondern auch, daß der Anstoß dazu von ihm selbst ausgegangen sei. Er hoffte, sagten sie, daß jener ganze ausgehungerte Schwarm, alle diese Leute ohne Brod, fünfzigtausend Arbeiter ohne Arbeit sich den Meuterern anschließen und die Häuser der Reichen zu plündern beginnen würden.

Dann gewann Alles eine andere Gestalt. Der Hof

hatte einen vortrefflichen Beweggrund, um eine Armee in und um Paris und Versailles zu concentriren, einen bewundernswürdigen Vorwand, um die Einberufung der Stände zu vertagen. Gegen die Erwartung des Hofes aber war das Volk ehrlich geblieben und hatte sich weiterer Gewaltschritte enthalten.

Die Herren sagten dies mit einem solchen Ausdruck der Ueberzeugung und ihre Zuhörer waren so geneigt, ihnen beizustimmen, daß mein Gewissen dadurch sehr erschüttert ward.

Was Sir William betraf, so gestattete seine diplomatische Zurückhaltung ihm nicht, sich offen zu dieser Meinung zu bekennen, wohl aber bemerkte ich, daß er dieselbe sich kundgeben ließ, ohne sie weiter als durch ein »wohl möglich« oder »glauben Sie?« zu bekämpfen.

Da indessen unsere Gesellschaft keinen politischen Zweck hatte, so hörte man allmälig auf von den Angelegenheiten des Tages zu sprechen, um wieder auf die Poesie und Literatur zu kommen.

Talma war, wie man uns gesagt hatte, ein Mann von hochgebildetem Urtheil, und indem er sich anschickte, den Hamlet von Ducis zu spielen, bedauerte er in Gegenwart dieses Dichters, daß derselbe sich genöthigt zu sehen geglaubt, dem französischen Geschmack so viele Opfer zu bringen.

Ich glaubte, dies sei der geeignete Augenblick, um der Wagschale den Ausschlag zu Gunsten Shakespeare's zu geben und ohne etwas zu sagen, begab ich mich in mein Zimmer.

Fünf Minuten genügten mir, um mein Ophelia-

Kostüm anzulegen und die von Sir William, der meine Ansicht verstanden, angefachte Discussion war noch in eifrigem Fortgange, als plötzlich die Thür sich öffnete und in dem geschickt erzeugten Dunkel des Nebenzimmers ich bleich und mit starrem Blick wie das Gespenst Ophelia's erschien.

Ein einziger Schrei hallte durch den Salon und Jeder wich unwillkürlich vor mir zurück, um mir Platz zu machen.

Ophelia's Wahnsinns- und Julia's Balconscenen waren mein Triumph. Davon hatte ich mich jedesmal überzeugt, wo ich in London diese beiden Scenen gespielt. In Frankreich hatte ich gleichzeitig einen Vortheil und einen Nachtheil. Die Sache war hier vollkommen neu und mußte folglich größern Effect machen; da aber nur sehr Wenige die englische Sprache verstanden, so mußte das Spiel meiner Physiognomie die Absicht des Dichters errathen lassen.

Zum Glück bedurfte die prachtvolle Wahnsinnsscene Ophelia's keine Erklärung, so sprechend kann die sie begleitende Pantomime werden. Fast bei jedem Vers ward ich von Beifall unterbrochen, der aber, anstatt den Effect zu erhöhen, denselben nur beeinträchtigen konnte.

Talma kam deshalb meinem Wunsch entgegen und bat, daß man mich wenigstens ohne Unterbrechung die verschiedenen Stadien durchmachen lassen solle, welche die Scene darbietet.

Ich dankte ihm durch eine Kopfbewegung und ohne mich zu unterbrechen oder unterbrochen zu werden, fuhr ich fort bis zum Ende der ersten Scene, welche mit den Worten schließt:

„[illegible]t, meine Damen, meinen Wagen," [illegible]

Nun aber brach ein förmlicher Beifallssturm los. Talma kam, indem er mich wegen dieser Vertraulichkeit um Verzeihung bat, auf mich zugestürzt und erklärte, ich sei keineswegs die Gesandtin von England, sondern die incognito reisende Mistreß Siddons.

Demzufolge küßte er mir die Hand.

Beiläufig will ich hier Eins bemerken, nämlich, daß nie ein großer Herr, wie ein Prinz oder König, der mir die Hand küßte, mir so viel Vergnügen machte, oder besser gesagt so große Ehre erzeigte, wie Talma in diesem Augenblick.

Und Sir William begriff dies recht wohl, denn er faßte seinerseits Talma's Hand und drückte sie mit der Miene der innigsten Dankbarkeit.

Ich entschlüpfte aus dem Saale, während man mich mit Ungestüm zurückrief. Man glaubte, der Auftritt sei zu Ende, Talma aber erklärte, daß erst die Hälfte aufgeführt und daß die noch übrige die malerischste und dramatischste sei.

Ich wollte den Enthusiasmus meiner Bewunderer nicht kalt werden lassen und erschien fast sofort wieder mit meinem aufgelösten Haar, meinem Kranz von Maßlieben und Vergißmeinnicht und den wilden Blumen in meinem Schleier.

Ich habe schon einmal die Wirkung geschildert, welche ich in dieser Rolle hervorbrachte. Man verzeihe meinem Stolze, wenn ich mich wiederhole. Es sind dies die einzigen Triumphe, welche keine Reue in mir zurückgelassen haben. Es war dies die reine Seite, die sich in mir Bahn

brach; es war die künstlerische Flamme, welche mich mit ihrer Glorie krönte.

Warum hat Gott nicht erlaubt, daß ich in der Welt der Kunst lebte, anstatt in der Welt der Größe und des Glanzes?

Es versteht sich von selbst, daß mein Erfolg das zweite Mal noch größer war als das erste Mal. Er endete mit einem förmlichen Streit, welchen Talma mit dem armen Ducis begann, den er beschuldigte, den Hamlet Shakespeare's so entstellt zu haben, daß er nicht gewagt, die beiden Scenen, die ich soeben vorgeführt, darin aufzunehmen.

Ducis schien gänzlich zu der Idee Talma's bekehrt zu werden, dennoch aber kam es mir vor, als wolle er seinen Hamlet lieber so lassen, wie er wäre, anstatt ihn nochmals von vorn anzufangen. Ebenso wie der Abbé Vertot war er mit seiner Belagerung fertig.

»Ich hatte es Ihnen wohl gesagt,« wiederholte Talma. »Sie besitzen eine abscheuliche Wuth, Alles zu arrangiren. Es ist gerade so wie mit meinem Monolog, dem berühmten: »Sein oder nicht sein,« welchen Sie mir vollständig verdorben haben. Wollen Sie vielleicht wissen, wie er im Englischen lautet, mein lieber Ducis? Schauen Sie her und hören Sie!«

Alle traten auf die Seite. Talma hielt sich ein paar Secunden lang die Hand auf die Augen, um seiner Physiognomie Zeit zu geben, sich zu ändern. Dann ließ er langsam die Hand herabsinken, und mit träumerischer Stirn, stierem Auge und gesenktem Haupte begann er in englischer Sprache mit vortrefflichem Accent jenes berühmte

Verhör, wo das Leben den Tod zwingen will, ihm sein Geheimniß zu gestehen.

Talma war erhaben. — O, wäre ich frei, wäre es mir erlaubt gewesen, meine goldene Kette zu brechen, wie würde ich gesagt haben: »Nimm mich hin! Trage mich mit Dir empor in die Höhe, wo Du schwebst, und lass' mich nur an deinem Herzen wieder auf die Erde herabsinken.«

Ach, leider hatte das Schicksal anders über mich verfügt. Verzeihe mir, mein Gott, daß ich nicht zu wählen, oder vielmehr, daß ich nicht zu warten wußte.

Was kann es nützen, wenn ich den Rest dieses berauschenden Abends erzähle? Nach zweiundzwanzig Jahren leuchtet er noch durch die Nacht der Vergangenheit strahlender als meine schönsten Tage.

Wir blieben beisammen bis Tagesanbruch, ohne daß Jemand von neun Uhr Abends bis sechs Uhr Morgens ein einziges Mal daran gedacht hätte, die Stunde schlagen zu hören.

Dreizehntes Capitel.

Am drittnächsten Tage, den 30. April, empfingen wir von der englischen Gesandtschaft Billets, um der Eröffnung oder vielmehr der Procession der Generalstaaten in Versailles beizuwohnen. Unsere Abreise war auf den Tag nach dieser Ceremonie, das heißt auf den 5. Mai, festgesetzt.

Wurden die Stände noch einmal vertagt, so wollten wir unsern Weg weiter fortsetzen, denn Sir William hatte nicht die Absicht, seinen Aufenthalt in Paris noch länger auszudehnen.

Standes erweckte einen Sturm von Beifallsbezeigungen und Bravorufen, welcher aufhörte, als der Adel erschien.

Ganz im Gegensatz zum dritten Stande, der sich durch die Einfachheit und Gleichförmigkeit seiner Kleidung ausgezeichnet, bot der ganz in Sammt und Seide gekleidete Adel eine Zusammenstellung der lebhaftesten Farben dar, die durch die prachtvollsten Stickereien noch mehr hervorgehoben wurden. Ich erkundigte mich nach dem Namen von etwa zwanzig dieser berühmten »Oseurs«, aber keiner von allen diesen Namen war mir bekannt.

Man zeigte mir Lafayette, den Helden Amerika's. Ich erwartete eine jener kräftigen Naturen zu sehen, welche von der Vorsehung berufen sind, mit ihrer Feder, mit ihrer Stimme oder mit ihrem Degen die großen Principien aufrecht zu erhalten. Ich sah aber blos einen schlanken, bleichen oder vielmehr blonden und rosenwangigen jungen Mann, der durch nichts die Rolle verrieth, welche er in der Vergangenheit gespielt, am allerwenigsten aber die, welche er in der Zukunft spielen sollte.

Der Adel zog vorüber. Nur der Herzog von Orleans ward mit Beifall, aber dies auch auf förmlich wahnsinnige Weise begrüßt. Man wollte dadurch die Königin kränken und war nur auf Rache gegen sie bedacht.

Schon seit langer Zeit war der Krieg zwischen Philipp von Orleans und Maria Antoinette erklärt. Man führte für diese Antipathie die seltsamsten Ursachen an. Dieselbe dauerte schon seit acht oder neun Jahren und sollte nur auf dem Schaffot erlöschen, welches sie beide durch einen Zwischenraum von zweiundzwanzig Tagen von einander getrennt bestiegen.

Nach dem Adel kam die Geistlichkeit. Das allgemeine Schweigen war dasselbe. In der Geistlichkeit schienen blos die beiden Stände vereinigt zu sein, welche wir soeben einzeln vorüberziehen gesehen — der Adel und der dritte Stand.

Zuerst kamen etwa dreißig Prälaten in violetten Gewändern.

Dann ein Musikcorps.

Auf dieses folgten etwa zweihundert Geistliche in dem schwarzen Priestergewand.

Diesen näherte sich das Volk unwillkürlich, wenn auch ohne Beifallsbezeigungen. Sie waren das Volk der Kirche, das Volk, welches in früheren Jahrhunderten nicht blos das allgemeine Volk repräsentirte, sondern auch die Freiheiten des Volkes geschützt hatte. Später war es dieser Mission ein wenig untreu geworden; man war aber gern bereit, ihm dies zu verzeihen, wenn es nur wieder in den guten Weg einlenkte. Dem König wurden seinerseits einige Beifallsbezeigungen gespendet, aber sie waren weit von denen entfernt, womit man Mirabeau und den Herzog von Orleans überhäufte.

Dann kam die Königin. Seit meinem ersten Besuch in Paris war eine furchtbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Anstatt der liebenswürdigen Sanftheit, die sich sonst in ihren Zügen aussprach, lag jetzt darin etwas Hartes, Trockenes, Undankbares.

Man schrie ihr in's Ohr: »Es lebe der Herzog von Orleans!« Und mitten unter diesen Rufen ließ ein Pfeifen sich hören. Sie ward bleich und war nahe daran, ohnmächtig zu werden. Fast sofort aber ermannte sie sich, ihren

Muth zusammenraffend, wieder, richtete den Kopf empor, schleuderte einen haßerfüllten, herausfordernden Blick umher und nahm dann wieder ihre gewohnte harte, verächtliche Miene an.

Als die Königin vorüber war, trat ich vom Fenster zurück und setzte mich. Ich empfand dieselbe Wirkung, als wenn mir ein Stück Eis ins Herz gedrungen wäre. Wenn man mir in diesem Augenblick gesagt hätte: »Dieses eiserne Rohr wird sich nicht beugen und deshalb zerbrochen werden,« so würde man mich dadurch keineswegs in Erstaunen gesetzt haben.

Wir ruhten einen Augenblick aus und dann, nachdem wir gesehen, was wir sehen gewollt, machten wir uns wieder auf den Rückweg nach Paris.

Unterwegs erklärte Sir William mir die Situation. Es war ein wirklicher Kampf, der sich zwischen der niedern Geistlichkeit, zwischen dem dritten Stand und den vom Adel unterstützten Prälaten und Edelleuten entspann.

Alle diese Fragen waren zu ernst, als daß ich meine Gedanken lange dabei hätte verweilen lassen. Mein böser Genius wollte, daß ich mich in die Politik eines andern Landes mengte. Hierzu aber ward ich durch ein doppeltes Gefühl verleitet — durch meine innige Freundschaft für die Königin Caroline und durch meine unwiderstehliche Liebe zu Nelson.

Jetzt kann weder das eine noch das andere dieser Gefühle mir zur Entschuldigung gereichen, dies weiß ich wohl; da ich aber eine so furchtbare Rechenschaft abzulegen habe, so will ich dies lieber im Namen meiner Liebe und Selbst-

verläugnung, als im Namen meines persönlichen Interesses thun.

Am nächsten Tage, den 5. Mai 1789, verließen wir Paris. Wir nahmen den Weg durch Belgien und die Schweiz, gingen über den St. Gotthard, fuhren über den Lago Maggiore, erreichten Livorno mit der Post, fanden hier unsere Felucke und stiegen am 20. Mai an der Immacolatella an's Land.

Als wir das Gesandtschaftshotel betraten, fand Sir William hier ein Billet des Königs vor, welches folgendermaßen lautete:

»Am Tage nach Ihrer Ankunft, mein lieber Sir William, werde ich Sie zum Diner im Schlosse von Caserta erwarten; die Königin aber, welche mit Ihrer liebenswürdigen Gemalin eine nähere Bekanntschaft zu machen wünscht, als dies bei einer officiellen Vorstellung geschehen kann, wird dieselbe zwischen elf und zwölf Uhr erwarten.

»Bleiben Sie daher bis um vier Uhr bei Ihren Geschäften, aber schicken Sie uns Lady Hamilton als die Taube der Arche, um uns zu melden, daß Sie ans Land gestiegen sind.

»Ihr wohlgewogener

»Ferdinand B.«

Sir William antwortete:

»Sire!

»Die Taube wird zur bestimmten Stunde bei Ihnen sein. Erwarten Sie aber nicht, daß sie den Oelzweig bringe. Ich zweifle, daß man sich so bald wieder in Frankreich mit der Cultur dieser Bäume wird beschäftigen können.

»Ich meinerseits werde zu der mir angedeuteten Stunde Ew. Majestät für die mir bewiesene Güte danken.

»Ich habe die Ehre zu sein

»Ew. Majestät

»Allerunterthänigst gehorsamster Diener

»W. Hamilton.«

Mein Triumph war, wie man sieht, vollständig.

Vierzehntes Capitel.

Ich hatte aus Frankreich eine Menge Kleider mitgebracht. Ich zögerte einige Zeit, um zu erfahren, in welcher Art von Toilette ich mich bei der Königin präsentiren sollte. Ich entschied mich für die einfachste.

Ein Kleid von weißem Atlas, eine weiße Feder im Haar, ein hellblauer Kaschemir auf den Schultern, dies war der ganze Luxus, den ich entfaltete.

Um zehn Uhr machte ich mich auf den Weg nach Caserta, um elf Uhr stieg ich am Fuß der großen Treppe aus.

In der ersten Etage öffnete man mir eine Thür, welche in einen Corridor führte. Die Königin erwartete mich in ihren kleinen Gemächern.

Ich brauche nicht erst zu sagen, wie gewaltig das Herz mir pochte. Ich fühlte, daß ich bleich ward, denn mein ganzes Blut strömte mir nach dem Herzen zurück.

Endlich, nachdem sich drei oder vier Thüren geöffnet und geschlossen hatten, öffnete man die letzte. Ich war wie geblendet, aber dennoch hörte ich den mir voranschreitenden Lakai die Worte aussprechen:

»Lady Hamilton!«

Ich trat ein, ohne etwas zu sehen. Ein Nebel hatte sich über meine Augen gebreitet. Ich wollte eine Verbeugung machen. Ich taumelte und mußte mich an einem Sessel anhalten. Ich fühlte, wie Jemand mich um den Leib faßte und stützte.

»Was fehlt Ihnen, Mylady?« sagte eine wohlwollende Stimme zu mir.

»Ich bitte um Verzeihung, Madame,« stammelte ich, »die Aufregung, welche mir die so lange gewünschte und so lange erwartete Ehre, vor Ew. Majestät erscheinen zu dürfen, verursacht —«

»Mein Gott, bin ich denn so imposant?«

»Sie sind Königin, Madame.«

»Da irren Sie sich. Ich bin Weib und ein Weib, welches eine Freundin sucht. Wenn Sie mir diese Freundin bringen, so werden Sie mir mehr gegeben haben, als ich Ihnen jemals vergelten kann. Nachdem ich dies vorausgeschickt, bitte ich Sie, sich zu setzen, damit ich Sie mit Muße betrachten kann.«

Ich machte eine Bewegung, um mein Gesicht mit den Händen zu bedecken.

»Wollen Sie mir wohl gestatten, dieses reizende Antlitz zu betrachten, welches ich bis jetzt nur von der Seite oder verstohlen gesehen?«

Ich stieß zwei- oder dreimal einen halberstickten Schrei aus und fing an zu schluchzen.

»Aber für so thöricht hätte ich Sie nicht gehalten,« rief die Königin. »Soll ich mich vielleicht bei Ihnen entschuldigen?«

»O Madame,« murmelte ich.

»Kokette!« sagte sie. »Ganz im Gegensatz zu den Frauen, welche, wenn sie weinen, häßlich werden, weiß sie, daß die Thränen sie nur noch schöner machen. Es ist ja nur eine einzige Frau hier und Sie brauchen daher nicht la civetta zu spielen. Lassen Sie mich Ihnen die Augen trocknen und plaudern wir dann.«

Die Königin wollte mir in der That die Augen trocknen. Ich warf mich ihr zu Füßen und küßte ihr die Hände.

»Na, das wird schon besser,« sagte sie, »und wenn ich Sie auf beide Wangen geküßt haben werde, so sind wir dann quitt.«

Mit diesen Worten umarmte und küßte sie mich.

»So,« sagte sie dann, »nun sind die Kinderpossen vorbei, nicht wahr? Nehmen Sie wieder Platz neben mir und lassen Sie uns gute Freunde sein. Es müßte denn sein, daß Sie nicht wollten. Dann aber ist die Schuld nicht mehr mein.«

Ich fand hierauf nichts zu antworten, sondern lächelte blos auf die dankbarste Weise.

»Wohlan,« fuhr die Königin fort, indem sie mit meinem Haar spielte, »ich liebe nicht die Vormittage, welche mit Regen anfangen.«

»Ach, Madame,« stammelte ich, »wer hätte mir jemals gesagt, daß eine große Königin, daß die erhabene Tochter Maria Theresiens —«

»Still, still! — oder vielmehr, da Sie von einer Königin sprechen — ich weiß, daß Sie meine Schwester in Versailles gesehen haben — in ihrem letzten Briefe schreibt sie mir, daß die Dinge in Frankreich einen immer schlim-

meren Verlauf nehmen, daß sie sehr leidend ist und körperlich immer mehr verfällt. Was ist an diesem Allem wohl wahr?«

»Ach, Majestät, ich hatte die Königin von Frankreich seit acht Jahren nicht gesehen und ich muß allerdings gestehen, daß sie in diesen acht Jahren von der schönen und glücklichen Seite des Lebens Abschied genommen zu haben scheint.«

»Und ich, die ich sie seit neunzehn Jahren nicht gesehen, wie würde ich sie wohl wiederfinden! Die arme Antoinette!«

»Dennoch zählt sie erst dreiunddreißig Jahre,« entgegnete ich, »und mit dreiunddreißig Jahren ist man noch jung.«

»Wenn man Königin ist, nicht,« antwortete Caroline, indem sie die Stirn runzelte. »Uebrigens, wenn die Angelegenheiten sich immer trüber gestalten, so werden wir die Aufgabe haben, dies reiflich zu überlegen. Jetzt lassen Sie mich einmal Ihre Toilette in Augenschein nehmen. Ich weiß nicht, ob Sie Ihrem Kleide gut stehen, oder ob Ihr Kleid Ihnen gut steht. Gewiß aber ist, daß es reizend, geschmackvoll ist. Ich werde mir ein ganz genau ähnliches fertigen lassen. Einen blauen Kashemirshawl wie der Ihrige habe ich schon und wir werden dann aussehen wie zwei Schwestern.«

»O Madame!«

»Natürlich werden Sie die jüngste sein. Wie alt sind Sie? Dreiundzwanzig?«

»Etwas über sechsundzwanzig. Madame.«

»Ihr Gesicht hat einen unschätzbaren Fehler, meine

Liebe, nämlich den, daß es zu Ihrem Vortheil lügt. Mit mir ist gerade das Gegentheil der Fall. Ich bin stets älter erschienen, als ich bin. Sie werden mir doch nicht etwa Complimente machen? Morgen schicken Sie mir Ihr Kleid und ich werde mir sofort ein ähnliches fertigen lassen. — Aber wer stört uns denn da? — Ah, es ist der König — ich kenne seinen Tritt.«

»Der König, Madame?« rief ich, indem ich mich erhob. »Ich bin, wie Sie gesehen haben werden, in Dingen der Etikette durchaus nicht bewandert. Was soll ich thun?«

»Was Sie thun sollen? Bleiben sollen Sie. Uebrigens macht der König mir niemals lange Besuche.«

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und der König trat mit Geräusch ein.

Wenn ich übrigens sage »der König«, so muß ich bemerken, daß ich mich glücklich schätzte, von der Königin soeben gehört zu haben, daß sie ihn an seinem Tritt erkannte, denn ich würde in dem Bauer, welcher jetzt in das Zimmer der Königin trat, nun und nimmermehr einen König vermuthet haben.

Man denke sich einen noch jungen Mann von hohem, ziemlich gut geformtem Wuchse, obschon seine Füße zu groß und seine Hände zu dick waren, in Jagdschuhen von großen ledernen Kamaschen, einer Weste von Hirschleder, sammtner Jacke und dergleichen Beinkleidern, von frischer Gesichtsfarbe, zurücktretender Stirn und eben so geformtem Kinn, einer ungeheuren Nase, die ihm das Ansehen nicht eines Adlers, sondern eines Papageien gaben, mit einer Stutz- und Zopfperrücke und in der Hand an den Pfoten

drei Truthühner haltend, welche aus Leibeskräften zappelten und gluchzten.

Hierzu denke man sich noch gemeine Geberden und eine gemeine Sprech- und Ausdrucksweise und man hat einen ungefähren Begriff von dem, was Ferdinand der Vierte war.

»Aber, mein Gott, was ist Ihnen denn begegnet?« rief die Königin. »Ich bin allerdings daran gewöhnt, Sie von der Jagd zurückkommen zu sehen, heute aber scheinen Sie etwas noch Besseres zu thun, denn ich glaube, Sie kommen aus dem Hühnerstalle.«

»Ach, meine liebe Schulmeisterin,« sagte Ferdinand — mit diesem Namen nannte er sie, wenn er bei guter Laune war, denn sie war es, welche ihm hauptsächlich Lesen und Schreiben gelehrt hatte — »Sie haben mir immer gesagt, wenn ich nicht König wäre, so würde ich nicht wissen, womit ich mein Brot verdienen sollte. Dies hier aber wird Ihnen das Gegentheil beweisen. Sehen Sie einmal diese drei Truthühner an.«

»Ich sehe dieselben.«

»Und nun machen Sie mir das Vergnügen, sie zu betasten.«

»Es ist geschehen, mein Herr.«

»Nun Sie, Mylady.«

Mit diesen Worten hielt der König die Truthühner mir vor die Augen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, ich zögerte.

»Betasten Sie doch! Betasten Sie doch!« sagte er. »Da Sie davon essen werden, so kann es nicht scha-

den, wenn Sie sich überzeugen, daß sie fett sind. Ich hoffe doch, daß wir Sir William mit bei Tische haben.«

»Er wird die Ehre haben, Ihrer Einladung zu folgen, Majestät.«

»Und daran wird er wohl thun! Er wird die Truthühner schmausen, die ich gewonnen habe.«

»Aber, mein Herr,« sagte die Königin im Tone der Ungeduld, »so kommen Sie doch mit der Geschichte dieser unglücklichen Vögel zu Ende.«

»O, Sie können sagen: mit der meinigen, denn dieselbe ist mit der dieser Thiere so innig verflochten, daß keine von der andern getrennt werden kann. Denken Sie sich, daß ich gestern, als ich im Garten spazieren gehe, einer armen Frau begegne, welche vor mir stehen bleibt und sagt:

»Mein Herr, man hat mir gesagt, ich solle hierhergehen, wenn ich dem König begegnen wollte. Glauben Sie, daß er bald vorbeikommt?«

»Nichts ist wahrscheinlicher als dies, gute Frau.«

»Aber wie wird er gekleidet sein, damit ich ihn erkenne?«

»Ich hatte Lust ihr das Signalement von San Marco oder Ascoli zu geben; ich zog es jedoch vor, das Abenteuer zu Ende zu verfolgen.

»Höret,« sagte ich, »da der König nicht alle Tage spazieren geht, und Ihr daher warten könntet bis zum Abend, ohne daß er vorüberkäme, so wollen wir etwas Besseres thun. Wenn Ihr ihm vielleicht eine Bittschrift zu überreichen habt, so will ich dieselbe zur Beförderung übernehmen.«

»Da würden Sie mir allerdings einen großen Gefallen thun,« sagte die gute Frau. »Ich bin eine arme Witwe und habe weiter nichts als drei Truthühner; wenn Sie aber Wort halten, so will ich Ihnen dieselben geben.«

»Sind sie fett?« fragte ich, denn Sie können sich denken, daß ich nicht Lust hatte, die Katze im Sacke zu kaufen.«

»Ja wohl, fett wie Gänse, mein Herr,« antwortete die Frau.

»Nun gut, dann ist die Sache abgemacht. Kommt morgen mit euren drei Truthühnern. Habt Ihr eure Bittschrift bei Euch?«

»Ja.«

»Dann gebt sie her, morgen werde ich sie Euch mit dem darauf geschriebenen Beschluß des Königs wieder zustellen. Ich gebe Euch eure Bittschrift zurück, Ihr gebt mir die drei Truthühner und wir sind quitt.«

»Sie können sich denken, meine Damen, daß ich nicht verfehlt habe, mich zur rechten Zeit einzufinden. Ich hatte einen Mann als Schildwache aufgestellt, und sobald als er kam und mir sagte: »Es ist eine Bäuerin mit drei Truthühnern unten,« ging ich hinunter, gab der guten Frau ihre von mir mit Resolution versehene Bittschrift zurück und sie übergab mir ihre drei Truthühner. Die arme Frau! Ich fürchte sehr, daß sie dieses Opfer vergeblich gebracht hat.«

»Warum?«

»Weil die Richter auf meine Empfehlung keine sonderliche Rücksicht nehmen werden. Diesmal aber bin ich entschlossen, wenn es sein muß, einen Staatsstreich auszuführen, damit man dieser armen Witwe Gerechtigkeit wi-

verfahren lasse — das heißt, wenn ihre Truthühner wirklich fett sind.«

Und der König ging, in ein lautes Gelächter ausbrechend, wieder hinaus und nahm seine drei Truthühner mit, um sie selbst in die Küche zu tragen.

Die Königin sah ihm mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Verachtung nach, richtete dann ihren Blick wieder auf mich und sagte:

»Sie haben ihn gesehen; etwas Weiteres brauche ich nicht hinzuzufügen.«

Meine Augen weilten nun auf ihr selbst und ich betrachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit.

Sie war, wie sie gesagt hatte, siebenunddreißig Jahre alt, so daß bei ihr schon die Schönheit der Matrone auf die der jungen Frau folgte. Sie besaß den weißen Teint der Frauen des Nordens, wunderschön blondes Haar, blaue Augen, welche fähig waren, jeden Ausdruck, von dem der zärtlichsten Liebe bis zu dem des glühendsten Hasses, wiederzugeben. In letzterem Falle besaß ihr Gesicht eine Härte, welche man ihm nimmermehr zugetraut hätte.

Die Nase war gerade und gut geformt und der Mund, obschon schön, doch durch jenes den Prinzessinnen aus dem Hause Oesterreich eigenthümliche Hervorragen der Unterlippe ein wenig entstellt. Die Schultern, die Arme und die Hände waren prachtvoll, dabei aber lieh die Gewohnheit der königlichen Majestät all' diesem eine Steifheit, welche die Königin der Anmuth des Weibes in hohem Grade beraubte.

Die Italiener haben für diese Art von Anmuth, welche in Italien ganz besonders mangelt, ein Wort geschaffen.

Sie nennen sie Morbidezza. Die nachlässige Grazie der Creolinnen würde davon den vollständigsten Begriff geben.

Während ich die Königin betrachtete, that sie in Bezug auf mich dasselbe und schien mich eben so genau zu müstern wie ich sie. Es erwachte in uns Beiden gleichzeitig derselbe Gedanke. Wir fingen Beide an zu lachen.

Sie umschlang mich mit ihren Armen, drückte mich an sich und küßte mich mit einem Ungestüm, welches man eher von einem Liebhaber als von einer Freundin erwartet hätte.

Ich stutzte. Es erinnerte mich dies an Miß Arabella's Freundschaft.

Wir aßen die Truthühner gebraten und als Pastete zum Diner; sie waren fett, aber hart, was seinen Grund darin hatte, daß der König nicht einige Tage warten gewollt, um sich von ihrer Qualität zu überzeugen.

Kommen wir mit dieser Truthühnergeschichte sofort zu Ende.

Ganz wie Ferdinand gedacht, hatte seine Signatur nicht den mindesten Einfluß. Der Richter hatte die Empfehlung gelesen, und da er sie blos als eine der vielen betrachtete, welche die Monarchen sich durch ungestümes Bitten oder Achtlosigkeit abnöthigen lassen, die Achseln gezuckt und die Bittschrift bei Seite gelegt.

Die Folge davon war, daß nach Verlauf von vierzehn Tagen der König der Witwe abermals begegnete. Sie machte ihm heftige Vorwürfe und beschuldigte ihn, ihre Gutmüthigkeit gemißbraucht zu haben, indem er ihr weißgemacht, er kenne den König.

»Ich will Euch etwas sagen,« entgegnete Ferdinand.

»Kommt heute über vierzehn Tage wieder und wenn dann euer Proceß nicht gewonnen ist, so mache ich mich verbindlich, Euch für jedes eurer Truthühner hundert Ducaten zu geben.«

Die gute Frau schüttelte den Kopf. Es war augenscheinlich, daß sie an die Entschädigung ihrer Truthühner eben so wenig glaubte, als an das Gewinnen des Processes und sie brummte zwischen den Zähnen hindurch noch allerlei von Intriguanten, welche viel versprächen und sich im Voraus bezahlen ließen, aber ihr Versprechen nicht hielten.

Der König notirte sich den Namen des Berichterstatters und schrieb an den Justizschatzmeister, ihm seinen monatlichen Gehalt, welcher den drittnächsten Tag fällig geworden wäre, nicht zu bezahlen, indem er zugleich befahl, ihm, wenn er die Ursache wissen wollte, zu sagen, daß er bezahlt werden würde, sobald er den von dem Könige empfohlenen Proceß expedirt hätte, aber keine Stunde eher.

Vierzehn Tage später übergab der König der guten Frau das Decisum, durch welches sie ihren Proceß gewann und indem er sich zu erkennen gab, fügte er zugleich die dreihundert Ducaten hinzu, welche er für die drei Truthühner versprochen.

Fünfzehntes Capitel.

Da mein Leben während eines Zeitraumes von zehn Jahren sich am Hofe von Neapel bewegen wird, so muß ich zum Verständniß der nachfolgenden Thatsachen meinen Lesern eine vollständigere Kenntniß der beiden Persönlich-

keiten geben, mit welchen ich sie soeben bekanntgemacht, das heißt des Königs Ferdinand und der Königin Caroline.

Ich brauche nicht zu erzählen, wie Carl der Dritte, zweiter Sohn Philipp des Fünften und erster Sohn Elisabeths Farnese, sich im Jahre 1734 des Thrones beider Sicilien bemächtigte und im Jahre 1745 als König anerkannt ward.

Als sein ältester Bruder ohne Kinder starb, ward er auf den Thron von Spanien berufen und mußte sich einen Nachfolger wählen.

Wir sagen, sich wählen, weil bei dieser Gelegenheit das Recht der Erstgeburt umgekehrt werden mußte. Der Infant Don Philipp war nämlich, wie man sagte, in Folge der schlechten Behandlung, die er von seiner Mutter zu ertragen gehabt, geistesschwach geworden.

Von ihm konnte deshalb keine Rede sein.

Der König Carl der Dritte ließ ihn in Neapel zurück, wo er an seiner als unheilbar erkannten Krankheit starb. Dafür nahm er seinen Sohn Carl, Prinzen von Asturien, mit, der bei seinem, ich glaube im Jahre 1788 erfolgten Tode unter dem Namen Carl der Vierte König ward, und bestimmte zum Erben des Königreichs beider Sicilien seinen dritten Sohn, der damals sieben Jahre alt war.

Ehe er nach Spanien abreiste, wollte er diesem Sohne einen Gouverneur wählen. Da dies aber in Rücksicht auf das zarte Alter des Prinzen mehr Sache der Mutter als des Vaters war, so ward die Wahl unglücklicherweise von der Königin getroffen. Sie bot den Posten an den Meistbietenden aus und der Herzog von San Nicandro, ein

Mann, der eines solchen Amtes am allerwenigsten würdig war, erhielt dasselbe.

Eine der Empfehlungen des Königs Carl des Dritten war folgende:

»Macht aus meinem Sohne ganz besonders einen guten Jäger. Die Jagd ist das einzige Vergnügen, welches eines Königs wahrhaft würdig ist.«

Carl der Dritte stellte in der That die Jagd über Alles, selbst über das Glück seines Volkes.

Ich werde in dieser Beziehung nur eine Anecdote anführen.

Da er die Insel Procida ganz besonders zur Fasanenjagd bestimmt hatte, so erließ er ein Edict, welches die gänzliche Ausrottung der Katzen anordnete. Der Besitz eines dieser Thiere ward von diesem Augenblicke an ein Verbrechen, welches nur durch eine harte und sogar entehrende Strafe gebüßt werden konnte.

Ein Mann handelte gegen dieses Edict, behielt seine Katze, ward angezeigt, festgenommen, überführt und verurtheilt, vom Henker ausgepeitscht, auf der ganzen Insel mit dem Beweis seines Verbrechens, das heißt seiner Katze am Halse, herumgeführt und endlich auf die Galeeren geschickt zu werden.

Man wird gestehen, daß dies sehr hart war.

Was geschah nun?

Die Maulwürfe, die Ratten und die Mäuse vermehrten sich, da sie nun von ihren natürlichen Feinden, den Katzen, befreit waren, in solcher Weise, daß die Kinder in der Wiege von ihnen gefressen wurden.

Die dadurch zur Verzweiflung getriebenen Procida-

ner griffen zu den Waffen und beschlossen, in Massen lieber nach den Barbareskenstaaten auszuwandern, als unter einer so rücksichtslosen Regierung zu leben. Carl der Dritte sah sich deshalb endlich genöthigt, sein Edict zu widerrufen.

Gehen wir zu einer andern Anecdote über, welche den Fanatismus desselben Königs Carl für seine Hunde zeigt. Derselbe dient zum Gegenstück seines Hasses gegen die Katzen.

Ein Officier vom Regiment der italienischen Garden war in Caserta auf Wache. Er trug demzufolge seine Galauniform, die er sich, in Anbetracht seines mittelmäßigen Soldes, nicht ohne Aufopferung angeschafft hatte. König Carl der Dritte kam, von der Jagd zurückkehrend und von seiner Meute gefolgt, vorüber. Einer der mit Schmutz bedeckten Hunde sprang, in der freundlichen Absicht ihn zu liebkosen, an dem Officier in die Höhe und beschmutzte ihm die Uniform. Der Officier nahm natürlich auf die Absicht keine Rücksicht, sondern stieß, ärgerlich über den seiner Uniform zugefügten Schaden, den Hund mit einem Fußtritt von sich. Der Hund erhob ein Geheul, welches die Aufmerksamkeit des Königs erweckte. Carl der Dritte drehte sich um, sah den Officier an, ging auf ihn zu und sagte:

»Weißt Du nicht, Kerl, daß das Thier, welches Du Dir unterstanden hast zu stoßen, mir lieber ist als Fünfzig deinesgleichen?«

Der Officier, der nicht wenig erschrak, sich, weil er einem Hund einen Fußtritt versetzt, auf diese Weise behandelt zu sehen, wechselte die Fabe, ward krank, bekam das Fieber und starb den nächstfolgenden Tag.

Kehren wir jetzt zu dem Prinzen Ferdinand und seinem Lehrer, dem Herzog von San Nicandro, zurück.

Letzteren habe ich nicht gekannt, denn als ich nach Neapel kam, war er schon todt. Es herrschte jedoch über ihn nur eine Stimme, und die Erziehung des Königs bestätigte diese einstimmige Meinung, das heißt, daß er der ihm von der Königin erzeigten Ehre völlig unwürdig gewesen.

Der Herzog von San Nicandro war selbst im höchsten Grade unwissend. Er hatte in seinem Leben weiter nichts gelesen als sein Gebetbuch, was eine, wenn auch sehr gute, doch völlig unzureichende Lectüre für einen Mann war, dem die Erziehung eines Königs oblag. Da er nun selbst nichts wußte, so konnte er auch seinen Schüler nichts lehren, der, als er sich vermälte, kaum lesen noch schreiben konnte und nie eine andere Sprache redete, als das neapolitanische Patois.

Da dem Erzieher übrigens von dem König Carl dem Dritten blos eingeschärft worden war, aus dem jungen Prinzen einen guten Jäger zu machen, so glaubte er auch nicht, ihn mit etwas Anderem beschäftigen zu müssen. Der alte toscanische Minister Carls des Dritten, Tannucci, welcher vierundzwanzig Jahre lang im Namen seines Herrn regiert und zum Chef der Regentschaft des jungen Prinzen ernannt worden, verlangte seinerseits nichts Besseres, als daß der König auch bei erlangter Volljährigkeit möglichst unwissend sei und er im Namen desselben ebenso wie in der Vergangenheit fortregieren könne.

Er gab daher in Bezug auf die Erziehung des jungen Königs weiter keinen Rath als höchstens den, ihm außer Geschmack an der Jagd auch noch Geschmack am Fischfang

beizubringen, so daß der junge König, wenn er von einem anstrengenden Vergnügen mittelst eines ruhigen Vergnügens sich erholte, nicht Zeit hätte, an die Angelegenheiten des Staates zu denken.

Das Einzige, was den Herzog von San Nicandro beunruhigte, und worüber er sich mit rührender Melancholie beklagte, war die allzugroße Herzensgüte des jungen Königs.

Er trug deshalb Sorge, dieses Geschenk des Himmels nach Möglichkeit in den Hintergrund zu drängen.

Der Prinz von Asturien, welchem man nicht denselben Hang zur Gutmüthigkeit vorwerfen konnte, fand ein lebhaftes Vergnügen daran, lebendigen Kaninchen das Fell abzuziehen. Der Herzog von San Nicandro rühmte seinem Schüler dieses Vergnügen sehr, als er aber sah, daß es diesem allzusehr widerstrebte, strengte er seine Phantasie an und erfand eine Variante, welche darin bestand, daß er den jungen Prinzen, dem man noch kein Schießgewehr in die Hände zu geben wagte, hinter eine unten mit einem Loche versehene Thür stellte. Mit einem Stocke bewaffnet, lauerte Ferdinand den Kaninchen, welche man durch dieses Loch trieb, auf, und schlug sie dann todt. Dies war doch schon etwas.

Zu diesem Zeitvertreib gesellte der Fürst von San Nicandro bald einen zweiten. Dieser bestand darin, daß er seinen Zögling Kaninchen, Hunde, Katzen, Kinder, Bauern und Arbeiter mittelst langer Tücher prellen lehrte. König Carl der Dritte, welchem man über diese Erholungen seines Sohnes Bericht erstattete, fand dieselben gut und schrieb, man solle blos die Hunde aus dem Spiele lassen, weil dies

edle, der Jagd dienende Thiere seien, und der junge Prinz fuhr daher fort, blos Kaninchen, Katzen, Kinder, Bauern und Arbeiter zu prellen, welche, da sie nicht zur Classe der edlen Thiere gehörten, kein Recht auf Ausnahme hatten.

So kam Ferdinand eines Tages, als er unter den Zuschauern einen jungen toscanischen Abbé, einen schwächlichen bleichen jungen Mann, bemerkte, auf den Gedanken, diesen ebenfalls zu prellen und gab seinen Lakaien leise die erforderlichen Befehle. Die Lakaien bemächtigten sich dieses Unglücklichen, legten ihn auf eine Decke und schnellten ihn wiederholt in die Höhe, bis er ohnmächtig ward. Außer sich vor Scham, als er wieder zur Besinnung kam, flüchtete der junge Mann nach Rom, wo er krank ward und nach Verlauf von zwei Monaten starb. Sein Name war Marrighi.

Unter dergleichen Amusements wuchs der König heran, ward ein unerschrockener Jäger, ein tüchtiger Reiter, ein unvergleichlicher Fischer, ein Ringer ersten Ranges und ließ anfangs seine jungen Spielcameraden mit Stöcken, womit er, wenn sie ein solsches Manöver machten, ihre Schultern liebkoste, und dann ein Regiment exerciren, welches er organisirte und welches er seine Liparioten nannte, weil die jungen Leute, aus welchen es bestand, größtentheils aus dem Archipel von Lipari stammten.

So erreichte er, ohne sich um die Angelegenheiten des Königreiches auch nur im mindesten zu kümmern, sein siebzehntes oder achtzehntes Jahr und es galt nun, ihn zu vermälen.

Man hatte schon längst für ihn die junge Erzherzogin von Oesterreich, Marie Josephe, eine Tochter des Kaisers

Franz des Ersten, ausersehen. Die Bildnisse und Hochzeitsgeschenke waren bereits ausgetauscht und die Festlichkeiten auf dem Wege, welchen die junge Prinzessin passiren sollte, vorbereitet, als an dem zur Abreise bestimmten Tage Marie Josephe krank ward und starb.

Nun wählte man an ihrer Statt die jüngere Schwester Marie Caroline, welche im Monat April 1768 von Wien abreiste.

Mit dem Frühlingsmonat zog die kaiserliche Blume in ihr Königreich ein. Im Jahre 1752 geboren, zählte sie jetzt kaum sechzehn Jahre. Sie kam mit dem Auftrage, die Politik des Hofes von Neapel so zu lenken, wie Maria Theresia es ihr andeuten würde.

Ihre Mutter, deren Lieblingstochter sie war, konnte sich auch auf sie verlassen. Caroline besaß einen Geist, der ihrem Alter vorangeeilt war. Sie war mehr als unterrichtet, sie war gelehrt, sie war mehr als intelligent, sie war Philosophin. Sie war schön in der ganzen Bedeutung des Wortes und wenn sie es sein wollte, bezaubernd.

Ich habe gesagt, daß sie, als ich sie kennen lernte, siebenunddreißig Jahre zählte, und darnach konnte man sich einen Begriff von dem machen, was sie mit sechzehn Jahren gewesen sein mußte.

Sie sprach und schrieb vier Sprachen — deutsch, französisch, spanisch und italienisch. Blos wenn sie beim Sprechen in die Hitze gerieth, begann sie zuweilen zu stottern, ihre hellen beweglichen Augen aber und die Klarheit ihrer Ideen machten diesen kleinen Mangel vergessen.

Sie brachte nach dem glühenden Süden alle Träume der nebeligen Poesie des Nordens mit. Sie sollte nun das

fabelhafte Land der Sirenen sehen, wo Tasso geboren worden, wo Virgil gestorben. Sie sollte mit ihrer eigenen Hand den Lorbeer pflücken, welcher am Grabe des Sängers des Augustus und an dem des Dichters des »befreiten Jerusalems« wächst. Ihr Gatte zählte achtzehn Jahre. Es stand zu erwarten, daß er Euryalos oder Tancred, Nisus oder Renaud sein würde.

Warum nicht? War sie nicht gleichzeitig Venus und Armida?

Sie fand den König, welchen ich zu malen versucht, mit großen Füßen, dicken Knien, dicken Händen, großer dicker Nase und den neapolitanischen Dialect mit den Geberden eines Lazzarone sprechend.

Ein Artikel des Ehecontracts der Königin, welchen Tannucci ganz unbeachtet gelassen, sollte der Politik des Königsreiches beider Sicilien eine völlig andere Gestalt geben. Dieser Artikel lautete:

»Wenn die Königin einen Thronerben geboren haben wird, so soll ihr das Recht zustehen, dem Cabinetsrath beizuwohnen.«

Allerdings dauerte es sechs Jahre, ehe sie diesen Thronerben gebar, mit zweiundzwanzig Jahren aber war Caroline nur um so fähiger, den Wünschen ihrer Mutter zu dienen.

Anfangs glaubte die Königin, sie könne die Erziehung ihres Gemals von vorn beginnen, und es erschien ihr dies um so leichter, als er, nachdem er sie mit Tannucci und den wenigen andern unterrichteten Personen des Hofes sprechen gehört, vor Erstaunen ganz außer sich gerieth und

unfähig, die wahre Wissenschaft von bloßem Geplauder zu unterscheiden, bewundernd ausrief:

»In der That, die Königin ist die allgemeine Wissenschaft!«

Es dauerte jedoch nicht lange, so legte sich diese Bewunderung und mehr als einmal hörte ich ihn ausrufen:

»Die Königin ist so gelehrt, begeht aber gleichwohl mehr Dummheiten als ich, der ich im Vergleich zu ihr nur ein Esel bin.«

Nichtsdestoweniger fügte Ferdinand in der ersten Zeit seiner Ehe sich in die Lehren, welche die Königin ihm gab, und er lernte von ihr ziemlich ordentlich lesen und schreiben.

Diese ihm von ihr ertheilten Lehrstunden waren es, worauf er anspielte, wenn er sie in seinen Anwandlungen von guter Laune »meine liebe Schulmeisterin« nannte.

Was sie ihm aber niemals beibringen konnte, waren die eleganten Manieren der nordischen und westlichen Höfe; jene körperliche Sauberkeit, welche in den heißen Ländern so selten und gleichwohl hier nothwendiger ist, als anderwärts; so wie jenes anmuthige Geschwätz der Galanterie, welches aus der Liebe eine Sprache macht, welche theils dem Duft der Blumen, theils dem Gesang der Vögel entlehnt ist. Carolinens Ueberlegenheit demüthigte Ferdinand und Ferdinands Gemeinheit demüthigte Caroline.

Wir werden sehen, welche Folgen sich aus dieser Verschiedenheit der Charaktere und diesem Gegensatz der Geschmacksrichtungen ergaben.

Sechzehntes Capitel.

Wir sehen somit diese beiden Personen einander gegenüber — einerseits die Königin, schön, stolz, anmuthig, distinguirt, feinfühlend, sinnlich, ein wenig pedantisch, leicht zu reizen, schwer zu besänftigen, ihren Gemal wegen der Gemeinheit seiner Worte und der Schwäche seines Geistes verachtend — andererseits den König, heiter, naiv bis zur Unwissenheit, freimüthig bis zur Plumpheit, ohne Zartgefühl beim Reden oder Handeln, so daß er nicht einem Monarchen auch nicht einem Prinzen, ja nicht einmal einem einfachen Edelmann, sondern einem Lazzarone glich.

Eines der Dinge, welche die Königin zur Verzweiflung trieben und sie bewogen, sich des Theaterbesuchs fast gänzlich zu enthalten, war die Art und Weise, auf welche der König sich hier benahm und sich während der Zwischenacte zum Hanswurst des Pöbels machte.

Zwischen der Oper und dem Ballet brachte man ihm sein Souper in die Loge. Eins der Bestandtheile dieses Soupers war allemal eine Schüssel Maccaroni. Der König ergriff diese Schüssel, trat an den Rand der Loge und verschlang unter dem lauten Beifallsjubel des Paterres unter allerhand komischen Geberden nach und nach die ganze Portion; indem er sich der Finger als Gabel bediente und sich für den Beifall der Zuschauer freundlich bedankte.

Die Königin glaubte anfangs über ihn eine weit größere Herrschaft erlangt zu haben, als sie in der That besaß und in der Folge erlangte.

Als sie sich eines Tages über den Herzog von Altavilla, den Günstling des Königs, erzürnte, überhäufte sie diesen Cavalier mit Schmähungen und beschuldigte ihn, daß er sein Ansehen bei dem König nur dadurch behaupte, daß er Mittel in Anwendung bringe, die eines Edelmanns unwürdig seien.

Der in seiner Würde verletzte Herzog beklagte sich bei dem König über die von der Königin erfahrenen Beleidigungen und bat um Erlaubniß, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Der über das Verfahren seiner Gemalin erzürnte König begab sich sogleich zu ihr und machte ihr lebhafte Vorwürfe. Anstatt ihn jedoch zu begütigen, reizte sie ihn durch ihre Antworten noch mehr, so daß der Wortwechsel mit einer kräftigen Ohrfeige endete, deren Spuren auf der Wange der Königin noch drei oder vier Tage lange zu sehen waren.

Nun zog sie sich wie Achill unter ihr Zelt zurück. Der König aber hielt festen Stand und die Königin sah sich genöthigt, sich zu demüthigen und zwar in solchem Grade, daß sie die Vermittlung des Herzogs von Altavilla in Anspruch nehmen mußte, um wieder zu Gnaden angenommen zu werden. Dem Kaiser Joseph, welcher damals in Italien reiste, gelang es, als er nach Neapel kam, die beiden Gatten wieder mit einander auszusöhnen.

Eine Zeitlang ging dem König die Verachtung, welche die Königin ihm bewies, zu Herzen. Es dauerte jedoch nicht lange, so beschloß er, sich darüber zu trösten und ihre Gesellschaft zu meiden. Dies hatte für Caroline die Unannehmlichkeit zur Folge, daß sie nicht wußte, wie

und zu welcher Zeit sie ihren Einfluß auf ihren Gemal wieder gewinnen sollte.

Leidenschaftlicher Jäger, wie ich schon erzählt, ließ Ferdinand selten einen Tag verstreichen, ohne auf die Jagd zu gehen. Er hatte in jedem Bezirk seiner Wälder große Hütten bauen lassen, deren Inneres einfach, aber bequem eingerichtet und ausgestattet war. Wenn er hier, unter dem Vorwand, ein wenig auszuruhen, eintrat, fand er allemal in dem zierlichen Kostüm der Bäuerinnen aus der Umgegend von Neapel ein hübsches Weibchen oder Mädchen, welches seine Befehle erwartete. Dabei aber trug er doch Sorge, den hierbei mitwirkenden gefälligen Dienern einzuschärfen, mit der größten Umsicht und Verschwiegenheit zu Werke zu gehen, damit nicht etwa die Königin etwas davon erführe.

»Ach, was da!« sagte eines Tages ein Kammerdiener, welcher sich oft eine freimüthige Aeußerung erlauben durfte, »wozu diese Heimlichthuerei, da ja die Königin es ebenso und vielleicht noch toller macht als Sie, Majestät.«

»Schweig! schweig! Lassen wir sie machen,« sagte der König; »dies kreuzt und verbessert die Rassen.«

Heute, wo ich versprochen habe, die Wahrheit nicht zu verschweigen, muß ich sagen, daß der alte Kammerdiener nicht log. Die Königin, deren erster Liebhaber der Fürst von Caramanico war, hatte später Acton, und gleichzeitig mit Acton — ohne daß dieser sich mehr darum kümmerte, als Potemkin um die übrigen Verehrer Katharinens der Zweiten — gleichzeitig mit Acton, sage ich, den Herzog della Regina, dessen Name, wie man sieht, prädestinirt zu sein schien, und Pic d'Anceni, der die Bal-

lets in Italien, wenn nicht erfunden, doch wenigstens verbessert hat. Ebenso wie die große Katharina wollte sie ihre Liebhaber belohnen; da sie aber weniger reich war als diese, so ruinirte sie sich und war aus diesem Grunde niemals bei Kasse.

Kehren wir jetzt zu dem König zurück.

Abgesehen von seinen Liebschaften in den Jagdhäuschen hatte der König von Zeit zu Zeit vorübergehende Neigungen für Damen des Hofes oder aus einem andern Stande. Caroline war nicht eifersüchtig auf ihren Gemal, den sie nicht blos nicht liebte, sondern geradezu verachtete. Dennoch aber fürchtete sie, daß eine Frau, die geschickter wäre als die anderen, eine Macht an sich reißen könnte, welche sie sich um keinen Preis entgehen lassen wollte.

In gewissen Augenblicken wußte sie demgemäß mit echt weibischer Beharrlichkeit und Gewandtheit hinter das Geheimniß dieser Liebesintriguen zu kommen, und rächte sich dann an ihren Nebenbuhlerinnen.

So gestand der König, nachdem er einige Monate mit der Herzogin von Luciano auf vertrautem Fuße gestanden, diese Intrigue seiner Gemalin. Diese ließ die Herzogin auf ihre Güter verbannen. Darüber entrüstet, legte die Herzogin Männerkleidung an, lauerte den König auf einem seiner Wege ab und überhäufte ihn mit Vorwürfen.

Der König, der ihr gegenüber eben so schwach war, als er es der Königin gegenüber gewesen, gestand sein Unrecht ein, aber dennoch sah die Herzogin sich genöthigt, auf ihre Güter zurückzukehren, wo sie zur Zeit meiner Ankunft in Neapel noch war.

Dasselbe geschah mit der Herzogin von Cassano Serra,

obschon hier gerade entgegengesetzte Motive zu Grunde lagen. Ferdinand beschäftigte sich mit ihr trotz aller Mühe, die er sich gab, umsonst, denn trotz allen seinen Bitten weigerte sie sich standhaft, seinen Wünschen nachzugeben. Der König beschwerte sich über diese Sprödigkeit gegen seine Gemalin, und die Königin ließ die Herzogin von Cassano verbannen, weil dieselbe zu keusch gewesen, ebenso wie sie die Herzogin von Luciano in die Verbannung geschickt, weil dieselbe es nicht genug gewesen.

Leider bezahlte die arme Herzogin ihre Tugend noch einmal so theuer, als eine Andere ihre Sünden bezahlt haben würde, und kehrte zu ihrem Unglück im Jahre 1799 aus der Verbannung zurück.

Ich habe gesagt, daß der Herzog von San Nicandro sich bemüht hatte, aus seinem Zögling den ersten Jäger und den ersten Fischer des Königreiches zu machen, und zwar blos in der von Tannucci eingegebenen Absicht, den Prinzen von der Theilnahme an den Staatsgeschäften abzuhalten.

Der König trieb auch in der That, wenn er dem Cabinetsrath beiwohnte, die Vorliebe für Jagd und Fischfang so weit, daß er nicht gestattete, Schreibmaterialien auf den Berathungstisch zu bringen, denn er fürchtete, daß man dann auf den Gedanken kommen könnte, irgend eine Verordnung abzufassen, welche er dann genöthigt wäre zu unterzeichnen.

Es bestand zwischen dem König von Neapel und dem Markgrafen von Anspach ein vertrauter wöchentlicher Briefwechsel über Alles, was sich auf die Jagd bezog. Jeder der beiden Fürsten führte ein genaues Register, in welches Tag

für Tag und Stunde für Stunde die von ihnen auf diesem Gebiete vollbrachten Heldenthaten eingetragen wurden.

Ein ähnliches Register und eine ähnliche Correspondenz ward zwischen dem König von Neapel und dem König von Spanien, seinem Vater, geführt. Nun geschah es oft, daß die beiden Monarchen sich in Folge politischer Differenzen entzweiten. Wie uneinig sie aber auch in politischer Beziehung sein mochten, so erlitt doch das eben erwähnte Register keinerlei Unterbrechung.

Das Verzeichniß der wilden Thiere, welche dem Vergnügen des Monarchen geopfert worden, ward stets regelmäßig geführt. Das kleine Wild ward darin ebenso gewissenhaft verzeichnet, wie das große. In einer besondern Rubrik waren die Schwierigkeiten bemerkt, die es dabei zu überwinden gegeben, die Unfälle, die dabei vorgekommen, die Personen, welche den König begleitet, und die besonderen Beweise von Kühnheit oder Geschicklichkeit, wodurch sie sich hervorgethan.

Das von diesen beiden Registern, welches für den Markgrafen von Anspach bestimmt war, galt für das bevorzugte, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil Ferdinand, so geschickt er auch war, doch weit weniger gut schoß, als Carl der Dritte, während er im Gegentheil ein besserer Schütze war, als der Markgraf von Anspach.

Die süßeste Schmeichelei, womit man das Ohr des Königs erfreuen konnte, war, wenn man ihm sagte, er schösse besser, als der Markgraf von Anspach, was durch die Zahl des von Ferdinand erlegten Wildprets constatirt würde, weil dieses die Zahl des von dem Markgrafen geschossenen überstiege, während wenn die Zahl der von dem

König Carl dem Dritten erlegten Thiere noch größer wäre, dies nicht in der größern Geschicklichkeit des Königs Carl, sondern in dem Umfang und in dem Wildreichthum der spanischen Wälder seinen Grund hätte.

Ich werde hier noch zwei Anecdoten mittheilen, welche das von mir von dem König entworfene Bild vervollständigen. Dann werde ich sofort zur Erzählung der Ereignisse übergehen, welche das Königreich Neapel beunruhigten und woran ich selbst Theil nahm — mehr aus Freundschaft für den König und die Königin als in Folge einer wirklichen Antipathie gegen das französische Volk und die italienischen Patrioten.

Der König jagte in einem seiner Wälder, als eine arme Frau ihm begegnete. Sie kannte ihn nicht und schien sehr betrübt zu sein. Ohne weder das Herz noch den Geist Heinrichs des Vierten zu besitzen, hatte Ferdinand doch einen Instinkt für volksthümliche Abenteuer. Er näherte sich der guten Frau und befragte sie.

Diese antwortete ihm, sie sei Witwe, habe sieben Kinder zu ernähren und besäße, um dies zu ermöglichen, weiter nichts als ein kleines Feld, welches durch die Meute des Königs verwüstet worden sei.

»Sie werden selbst zugeben, Signor,« setzte die Witwe weinend hinzu, »daß es sehr hart ist, einen Jäger zum Fürsten zu haben, dessen Vergnügungen für seine Unterthanen nur eine Quelle der Thränen sind.«

Ferdinand antwortete, ihre Klagen seien gerecht und da er im Dienste des Königs stünde, so würde er nicht ermangeln, ihn davon in Kenntniß zu setzen.

»Sagen Sie es ihm oder sagen Sie es ihm nicht,« er-

wiederte die Frau, »deswegen hoffe ich nicht mehr und nicht weniger. Nur ein Mensch ohne Herz kann auf diese Weise um seines Vergnügens willen das Besitzthum armer Leute verwüsten, weil er weiß, daß diese nichts gegen ihn auszurichten vermögen.«

Diese Erklärung der Witwe hielt den König nicht ab, sie bis an ihre Hütte zu begleiten und mit eigenen Augen den Schaden zu sehen, den er angerichtet.

Hier angekommen, rief er zwei Bauern, Nachbarn der Frau, und ersuchte sie, den Schaden zu taxiren. Die Bauern machten ihre Berechnung und schätzten den Schaden auf zwanzig Ducaten.

Der König nahm aus seiner Tasche sechzig Ducaten und gab davon der Witwe vierzig, indem er sagte, es sei nicht mehr als recht, daß ein König doppelt so viel bezahle wie ein Privatmann.

Die noch übrigen zwanzig Ducaten wurden zwischen die beiden Schiedsrichter getheilt.

Einen Tag in der Woche gab der König Audienz in Capodimonte, einem Palast, welcher vom König Carl dem Dritten ausdrücklich für die Schnepfenjagd erbaut worden. An diesem Tage konnte Jeder ohne Audienzbrief zu ihm gelangen und brauchte blos zu warten, bis die Reihe an ihn kam. Natürlich waren die Vorzimmer allemal gedrängt voll.

Ein alter Pfarrer aus der Umgegend von Capodimonte, der sich eine Gnade beim König ausbitten wollte, beschloß von diesem öffentlichen Audienztag Gebrauch zu machen und sich direct an Se. Majestät zu wenden. Da er aber sich darauf gefaßt machen mußte, kürzere oder längere Zeit

im Vorzimmer zuzubringen, so traf er Vorsichtsmaßregeln gegen den Hunger und steckte ein Stück Brod und Käse in die Tasche, nicht etwa um dieses Stück Brod in dem Vorzimmer zu verzehren, denn um keinen Preis hätte er einen solchen Verstoß gegen die Ehrerbietung begangen; da er aber drei Stunden Weges zu Fuße zurückzulegen hatte, um wieder in sein Dorf zu gelangen, so gedachte er, nachdem er seine Audienz gehabt, auf dem Rückwege an dem ersten besten Brunnen Halt zu machen, hier sein Brod und seinen Käse zu essen, einige Schluck Wasser dazu zu trinken und, nachdem er sich auf diese Weise gestärkt, sich wieder auf den Weg nach seiner Pfarre zu machen.

Als er drei oder vier Stunden gewartet, kam endlich die Reihe an ihn und er trat in das Cabinet des Königs. Der König saß in einem Lehnsessel und zu seinen Füßen lag ein großer Jagdhund, der wegen der Feinheit seiner Witterung sein Liebling war.

Kaum war der Geistliche eingetreten, so öffnete der Hund die Nüstern, hob den Kopf empor, machte freundliche Augen und wedelte mit dem Schwanze.

Alle diese freundlichen Demonstrationen galten dem Pfarrer oder vielmehr dem Stück Käse, welches er in der Tasche hatte. Man kennt die unwiderstehliche Vorliebe, welche die Jagdhunde für diese Delikatesse haben.

So wie der Geistliche unter einer Menge Verbeugungen näher kam, richtete der Hund sich ganz auf und ging ihm mit der freundschaftlichsten Miene entgegen.

Der Geistliche, welcher vielleicht nicht glaubte, daß die Demonstrationen des Hundes so freundschaftlich seien, wie sie es wirklich waren, sah seine Annäherung mit Un-

ruhe. Diese Unruhe verwandelte sich in Furcht, als er den Hund hinter sich schleichen sah.

Noch ärger aber ward die Sache, als er, während er sein Gesuch vortrug, fühlte, wie die Schnauze des Hundes sich in seine Tasche hineinbohrte.

Die Liebe des Königs zu den Hunden war bekannt. Es konnte für den Geistlichen keine Rede davon sein, sich des Lieblingshundes des Königs durch einen Fußtritt zu entledigen, und dennoch begann das Thier die Indiscretion bis zur Zudringlichkeit zu treiben.

Was den König betraf, so belustigte dieser Auftritt ihn, der für einen feinen Scherz unzugänglich war, über alle Maßen.

Er unterbrach den Geistlichen mitten in seiner schon ohnehin sehr unsicheren Anrede.

»Ich bitte um Entschuldigung, mein Vater,« sagte er, »aber was haben Sie denn in Ihrer Tasche, da mein Hund es durchaus sehen will?«

»Ach, Sire,« antwortete der Priester zögernd, »weiter nichts, als ein Stück Käse, welches ich zu meiner Abendmahlzeit bestimmt habe. Es ist, wie Sie selbst sehen, vier Uhr Nachmittags, ich habe noch drei Stunden zu gehen, um nach meiner Pfarre zurückzukommen und ich bin nicht reich genug, um in der Stadt zu speisen.«

»Meiner Treu, Sie haben Recht,« hob der König wieder an, »denn eben ist es Jupiter« — so hieß Hund — »gelungen, sich des Käses zu bemächtigen. ren Sie in Ihrer Darlegung fort, denn nun ist es n scheinlich, daß er Sie in Ruhe lassen wird.« Der G liche sagte demgemäß, während Jupiter seinen

schmauste, was er dem König zu sagen hatte, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit anhörte.

»Es ist gut,« sagte Ferdinand, als der Geistliche zu Ende gesprochen, »wir werden uns die Sache überlegen.«

Trotzdem aber, was der König gesagt, schien Jupiter, nachdem er den Käse gefressen, dem Geistlichen auch noch das Brod nehmen zu wollen.

»Na,« sagte der König, »bringen Sie das Opfer nicht blos halb, sondern leeren Sie Ihre Tasche vollständig.«

»Das will ich gern thun, Sire,« sagte der Priester, »aber wo bleibt dann meine Mahlzeit?«

»Machen Sie sich keine Unruhe um eine solche Kleinigkeit; der gute Gott wird schon sorgen.«

Der Priester gab dem Hunde sein Brod und verließ das Cabinet. Während Jupiter das Brod fraß, zog der König die Klingel.

»Laßt,« sagte er, »den Priester, der soeben hinausgegangen ist, nicht fort, sondern tragt ihm eine tüchtige Mahlzeit auf, damit er wenigstens eine Stunde bei Tische bleibe.« Der Befehl des Königs ward ausgeführt.

Während dieser Stunde kehrte der König nach Neapel zurück und besorgte die Angelegenheit des Priesters, so daß, als dieser schon durch eine gute Mahlzeit gestärkt und [illegible]t nach Hause kam, erfuhr, daß außerdem noch die Gnade, die er nachgesucht, ihm bewilligt war.

Ich habe mich sehr weitläufig über die Jagd ausge[illegible] und darüber den Fischfang vernachlässigt. Ich muß daher auch noch ein Wort über dieses zweite Vergnü-

gen sagen, auf welches der König fast ebenso versessen war, wie auf das erste.

Wenn man sagen wollte, Ferdinand habe gefischt, so wäre damit nichts gesagt. Das eigentliche Vergnügen des Königs bestand nicht im Fischen, sondern darin, daß er die von ihm gefangenen Fische auch selbst verkaufte.

Ich habe diesem eigenthümlichen Schauspiel nicht einmal, sondern mehr als zehnmal beigewohnt.

Es ging dabei folgendermaßen zu: Der König fischte gewöhnlich in einem reservirten Theile des Meeres, einem kleinen Hause gegenüber, welches im Quartier Pausilippo stand und ihm gehörte. Wenn er einen reichlichen Fang gemacht hatte, so kam er wieder ans Land, ließ seine Fische auf die Marina tragen und rief die Käufer herbei, welche, wie man sich leicht denken kann, nicht verfehlten, auf den königlichen Ruf herbeizueilen.

Nun wurden die Fische wie auf dem Markte verauctionirt. Jeder konnte mitbieten, wenn auch nur einen Grano mehr. Fand der König, daß der Preis zu niedrig blieb, so bot er selbst mit und wenn er den Fisch auf diese Weise selbst erstand, so behielt er ihn und man aß ihn im Palast. Alle Welt konnte bei dieser Gelegenheit, wie auch überall anderwärts, sich dem König nähern, mit ihm sprechen und sich sogar mit ihm zanken, was seine guten Freunde, die Lazzaroni, in ihrem Patois auch nicht ermangelten zu thun. Sie nahmen sich dabei nicht die Mühe, ihm den Titel »Majestät« zu geben, sondern nannten ihn einfach »Nasone«, wegen seiner Nase, die dreimal so groß war wie eine gewöhnliche.

Dieser Fischverkauf war größtentheils etwas sehr Ko-

misches. Der König verkaufte, wie ich schon gesagt, so theuer als möglich, rühmte seine Fische, hob sie an den Floßfedern empor, um sie zu zeigen, und tractirte die Käufer, welche zu wenig boten, dafern er sie erreichen konnte, mit Ohrfeigen.

Die Lazzaroni ihrerseits antworteten ihm durch Schimpfreden, gerade so als ob sie es mit einem gewöhnlichen Fischhändler zu thun hätten, und er wollte sich darüber todtlachen.

War der Verkauf beendet, so kehrte der König, vom Meerwasser triefend und von Fischgeruch duftend, in den Palast zurück und ging, ehe er sich wusch oder die Kleider wechselte, zur Königin, um ihr lachend Alles zu erzählen.

Die Königin hörte ihn je nach der Laune, in der sie sich befand, geduldig an, oder trieb ihn wieder zur Thür hinaus, indem sie ihn wegen dieser gemeinen Vergnügungen scharf tadelte, obschon es ihr sehr unlieb gewesen wäre, wenn er denselben entsagt hätte, da sie es ja diesen gemeinen Vergnügungen, welche in seinen Augen wichtiger waren als die Staatsangelegenheiten, zu danken hatte, daß sie das Königreich nach ihrem Belieben regieren konnte.

Siebzehntes Capitel.

Die Königin hatte mir, wie ich schon gesagt, mein Kleid abverlangt, um sich ein ähnliches fertigen zu lassen. Ich schickte es ihr noch denselben Abend.

Drei Tage darauf kam ihr Kammerdiener, um mir zu melden, die Königin sei im königlichen Palast und ließe

mich rufen, indem sie mich zugleich ersuchte, meinen blauen Cashemir mitzubringen.

Sie war kaum seit zehn Minuten von Caserta angekommen und damit ich sie nicht warten lassen möchte, ließ sie mich in einer ihrer Equipagen holen.

Ich benachrichtigte Sir William von meinem Fortgehen und begab mich sofort zur Königin.

Die Gemächer der Königin befanden sich in dem nach dem Meere zu gelegenen Flügel des Palastes und gingen auf eine ganz mit Orangen- und Citronenbäumen bedeckte Terrasse.

Ich fand die Königin, mit dem neuen Kleide angethan, welches sie sich nach dem meinigen fertigen lassen. Sie trug eine einzige weiße Feder im Haar und ihr blauer Cashemir war über einen Sessel geworfen.

Ich wollte sie mit dem gewöhnlichen Ceremoniell begrüßen, sie umarmte und küßte mich aber und sagte:

»Rasch, rasch zur Toilette!«

Ich wußte anfangs nicht recht, was diese Aufforderung heißen sollte; die Königin zeigte mir aber mein auf einem Sessel liegendes Kleid und ich begriff nun, daß sie sich die Grille in den Kopf gesetzt, uns eine wie die andere gekleidet sehen zu wollen.

Es war dies auch wirklich ihre Absicht.

Ich fragte sie nun, ob sie mir erlauben wolle in ein Nebencabinet zu gehen, um hier das Kleid zu wechseln. Sie zuckte die Achseln.

»Wozu dergleichen Ceremonien zwischen uns?« fragte sie.

Dann, als sie meine Verlegenheit sah, setzte sie hinzu:

»Lassen Sie mich nur machen. Ich werde Ihre Zofe sein und Sie werden sehen, daß ich meinen Dienst ganz gut verstehe.«

Ich war so verlegen, daß ich nicht wußte, was ich that. Ich stammelte, ich zitterte, ich stach mir meine Nadeln in die Finger, ich versuchte mich den Händen der Königin zu entziehen.

»Sind Sie denn toll?« rief sie. »Werden Sie mich wohl machen lassen? Ich befehle es Ihnen!«

Und dann, um mir zu beweisen, daß dieser Befehl, obschon mit gebieterischer Stimme gesprochen, eine neue Gunst war, faßte sie mich, indem sie mir ihn ertheilte, um den Leib und küßte mich auf die Schulter.

Ein Schauer durchrieselte meinen ganzen Körper.

Ich war so weit entfernt, dergleichen Vertraulichkeiten von einer Königin zu erwarten, die für die stolzeste und gebieterischeste Frau ihres Königreiches galt, daß ich zu träumen glaubte. Ich fragte mich, ob dies wirklich die Tochter der Kaiserin Maria Theresia, und ob ich wirklich die Tochter einer armen Bauernmagd sei.

Ich war gewissermaßen moralisch geblendet.

Ich mußte, wohl oder übel, die Königin gewähren lassen. Sie half mir das Kleid ablegen, in welchem ich ge-
…mmen war, dann zog sie mir mein weißes Atlaskleid an
…d steckte mir eine weiße Feder in's Haar. Hierauf nä-
…rte sie unsere beiden Köpfe dem Spiegel und schaute
…en Augenblick lang hinein.

In halb schmollendem Tone sagte sie dann:

»Meiner Treu, ich treibe da ein einfältiges Handwerk. Ganz gewiß, Mylady Hamilton, Sie sind schöner als ich.«

Ich erröthete, ganz verlegen, bis über die Ohren und wußte nicht, wo ich mich verbergen sollte.

»Ew. Majestät,« sagte ich zu ihr, »werden mir erlauben, nicht Ihrer Meinung zu sein. Ich bin vielleicht hübsch, aber Sie — o Sie, Sie sind schön!«

»Finden Sie das wirklich, und sagen Sie mir es ohne Schmeichelei?«

»O, ich schwöre es Ihnen!« rief ich mit dem Ausdrucke der ungeheucheltsten Aufrichtigkeit.

»Also,« sagte sie, indem sie einen Blick auf ihre prachtvollen Schultern warf, »wenn Sie ein Mann wären, liebe Lady, so würden Sie sich in mich verlieben?«

»Ich würde noch mehr thun als dies, Madame; ich würde Sie auf den Knieen anbeten.«

Sie schüttelte den Kopf und lächelte wehmüthig.

»Geliebt zu werden ist schon etwas Seltenes,« sagte sie dann, »besonders für eine Königin. Verlangen wir nicht das Unmögliche und dennoch —«

Sie stockte und seufzte.

Ich betrachtete sie mit einer Theilnahme, in der sie sich nicht irren konnte.

»Und dennoch?« wiederholte ich.

Sie schlang einen ihrer Arme um meinen Hals und ließ mich an ihrer Seite auf einem Sopha Platz nehmen.

»Wie viel Liebschaften haben Sie gehabt?« fragte sie mich dann.

»Fragen mich Eure Majestät, wie vielmal ich geliebt habe oder wie vielmal ich geliebt worden bin?«

»Sie haben Recht; es ist das nicht dasselbe. Ich frage also, wie vielmal Sie geliebt worden sind.«

»Einmal mit zärtlicher Freundschaft und einmal mit iefer Liebe.«

»Und welches von diesen beiden Gefühlen hat Sie am vollständigsten glücklich gemacht?«

»Die zärtliche Freundschaft, glaube ich.«

»Und Sie?«

»Ich?«

»Ja, Sie. Wer ist von allen Ihren Anbetern der, den Sie am meisten geliebt haben?«

Ich lächelte.

»Soll ich freimüthig antworten?« fragte ich.

»Mir sollen Sie dies stets.«

»Einen dritten, der mich nicht liebte.«

Die Königin machte eine Bewegung mit dem Kopfe, seufzte abermals und sagte:

»Und dennoch war dies der Wahre! So sind wir Frauen! Auch ich, meine arme Emma, habe eine wahre und echte Liebe einer erheuchelten und ehrgeizigen geopfert und ich leide nun die Strafe dafür. Ich habe einen Gemal, den ich nicht liebe, und soll ich es Ihnen gestehen? den ich nicht lieben kann, und einen Geliebten, den ich verachte. Sie wundern sich, daß ich Ihnen dies mit solcher Freimüthigkeit sage, aber was wollen Sie? Ein gewisser Instinkt zieht mich zu Ihnen hin. Uebrigens spricht man von diesen Dingen in Neapel schon so laut, daß das Verdienst des Vertrauens kein großes ist und Sie aller Wahrschein-

lichkeit nach schon längst wissen, was ich Ihnen heute mittheile.«

»Aber das, was Sie mir sagen, Majestät, rührt mich deswegen nicht weniger.«

»Meine Majestät ist eine traurige Majestät, was nämlich das Glück betrifft. Als ich den Fuß auf den Boden von Neapel setzte, als ich den Mann erblickte, für den man mich bestimmt, da fühlte ich, daß mein Urtheil gesprochen war.«

»Ja, in der That, welch' ein Unterschied zwischen dem König und Ihnen!« rief ich.

»Da hast Du meine einzige Entschuldigung auf Dich genommen, liebe Emma. Du, ein zartfühlendes Gemüth, kannst Dir von meiner Enttäuschung einen Begriff machen. Ich war jung, ich zählte kaum fünfzehn Jahre. Man hatte mir gesagt, daß ich über das Land herrschen solle, in welchem Virgil gestorben, in welchem Tasso geboren war. Ich sollte einen jungen Prinzen von achtzehn Jahren, einen Enkel Ludwigs des Vierzehnten, einen Urenkel Heinrichs des Vierten heiraten. Ich kam, so zu sagen, mit der Aeneide in der einen, mit dem »befreiten Jerusalem« in der andern Hand. Ich kam mit allen Hoffnungen eines jungfräulichen Herzens, mit allen Träumen eines mit den Balladen unseres alten Deutschlands genährten Geistes. Ich sah ihn. Du kennst ihn. Ich brauche Dir nicht erst sein Porträt zu entwerfen — eine Art unwissender Bauer, der keine andere Sprache redet als sein neapolitanisches Patois, ein Lazzarone vom Hafendamm, der in der königlichen Loge seine Maccaroni speist, ein Fischer der Mergellina, welcher unter den gemeinsten Ausdrücken seine Fische ver-

kauft; ein roher Jäger ohne Poesie, ein Dorfsultan, der sich einen Harem von Kuhmägden geschaffen! Ach, ich versichere Dir, die Illusion dauerte nicht lange. Einmal glaubte ich noch glücklich werden zu können. Ich war auf meinem Wege einem Manne begegnet, der mit allen Eigenschaften begabt war, welche dem König fehlten. Er war jung, schön, elegant, geistreich, obendrein Fürst, was seinen übrigen Vorzügen keinen Eintrag that.«

»Der Fürst von Caramanico!« rief ich, ohne zu bedenken, wie unpassend diese Unterbrechung von meiner Seite war.

»Dann kennst Du also seinen Namen?« fragte die Königin.

Ich erröthete.

»O, erröthe nicht,« sagte sie zu mir. »Zu diesem Manne konnte eine Königin sich bekennen. Er liebte mich wahrhaft, der arme Giuseppe! Nicht wie der Andere, weil ich Königin war, und ich weiß, er liebt mich immer noch.«

»Aber wer hindert dann Euer Majestät, ihn wiederzusehen?«

»Man hat Sorge getragen, ihn von mir zu entfernen.«

»Lassen Sie ihn wiederkommen — rufen Sie ihn zurück. O, wenn ich Königin wäre, wenn ich einen Mann liebte und meinen Gemal verabscheute, dann sollte nichts auf der Welt mich abhalten, den, welchen ich liebte, in meiner Nähe zu haben.«

»Auch nicht die Furcht, durch seine Zurückberufung seinen Tod herbeizuführen?« fragte mich die Königin in düsterem Tone.

Ich stutzte.

»Und wer könnte ein solches Verbrechen begehen?« fragte ich.

»Der, welcher seine Stelle eingenommen hat und fürchten könnte, sich durch Jenen wieder daraus verdrängt zu sehen.«

»Diese Ueberzeugung haben Sie, Majestät!« rief ich, »und dennoch behalten Sie diesen Mann in Ihrer Nähe?«

»Was willst Du! In den Regionen, welche wir bewohnen, gibt es politische Fallstricke. Wird man einmal darin gefangen, so ist man es für immer. Zu weinen ist verboten. Ein ganzes Volk hört uns und ruft dann lachend: »Das ist schon recht so!« Klagen können wäre allerdings ein großer Trost, aber dazu bedarf man einer Freundin. Du siehst, daß ich klage, selbst ohne zu wissen, ob ich eine Freundin habe.«

»O, Sie haben eine, Madame; Sie haben eine Freundin, welche Sie lieben wird, nicht weil Sie Königin sind,« rief ich, und war nahe daran, ihr wie meines Gleichen um den Hals zu fallen.

Ich unterdrückte noch diese Bewegung.

»Die sich aber von mir entfernen wird, weil ich Königin bin,« sagte Caroline mit wehmüthigem Lächeln. »Ach, meine arme Emma, die Regionen des Thrones sind, wie die Gipfel der Alpen, von einer gewissen Höhe an kahl und unfruchtbar. Es gedeiht hier nichts mehr, weder Freundschaft noch Liebe.«

»Sie sehen wohl, daß Sie sich irren, Madame, da ja jener Mann Sie geliebt hat, da Sie sagen, daß er Sie noch liebt und da endlich ich —«

»Nun Du?«

»Da ich, ermuthigt durch das, was Sie mir sagen, Ihnen zu gestehen wage, daß ich Sie auch liebe.«

»O, ich habe das oft geträumt — eine Freundin! Ich habe aber nur gefällige Dienerinnen gefunden, wie zum Beispiel die San Marco und die San Clemente, welche unaufhörlich etwas von mir für sich erbitten; die, wenn sie dies nicht für sich selbst, es für ihre Liebhaber, oder, wenn nicht für diese, für ihre Männer thun. Sind dies Freundinnen?«

»Ich, Madame,« rief ich, »ich habe nichts von Ihnen zu erbitten, weder für mich noch für meinen Gatten. Was einen Liebhaber betrifft, so habe ich keinen und fürchte sogar sehr, daß ich niemals einen haben werde.«

»Aber eben weil Du weder für Dich noch für Andere etwas von mir zu erbitten hast, wirst Du Dir nicht die Mühe nehmen, meine Freundin zu sein,« sagte die Königin mit bitterem Lächeln.

»O doch, doch!« rief ich und konnte nicht mehr dem Impuls widerstehen, der mich zu ihr hindrängte. Ich schlang meine Arme diesmal wirklich um ihren Hals und wiederholte: »O doch, doch! Ich schwöre es Ihnen.«

»Nun,« hob Caroline wieder an, »das ist eine gute Regung. Wohlan, ich will Dich dafür belohnen, indem ich Dir etwas zeige, was ich sonst Niemandem zeigen würde — sein Bildniß —«

Sie schwieg eine Weile und fuhr dann fort:

»Später vielleicht, in zehn Jahren, wirst Du wissen, daß es in dem Leben eines jeden Weibes, sei sie nun Königin oder Wäscherin, stets ein Liebe gibt, welche eine tiefere Spur zurückläßt, als die andern. Diese Liebe ist oft

die erste. Bei jedem Manne, der in der Wirklichkeit oder in der Erinnerung vor dem Spiegel, welchen man das Herz nennt, vorübergeht, schüttelt man traurig den Kopf und sagt: »Der ist es nicht.« Dann trübt der Spiegel sich allmälig und wirft gar kein Bild mehr zurück. Dennoch, wenn man hinter den seine Fläche bedeckenden Nebel schaut, ist es immer noch jener Mann, den man hier wieder findet.«

Ich senkte das Haupt. Der einzige Mann, den ich geliebt oder zu lieben geglaubt, war Sir Harry und ich fühlte, daß keiner von denen, welche ich gekannt, in meinem Herzen die tiefe Spur zurückgelassen hatte, von welcher die Königin sprach. War ich also bestimmt, nicht mehr zu lieben? Oder hatte ich die eigentliche, wahre Liebe noch nie empfunden?

Die Königin ging an ihren Secretär, ein prachtvolles Geschenk von König Ludwig dem Sechzehnten, öffnete ein geheimes Schubfach und kehrte mit einer kleinen Cassette in der Hand zu mir zurück.

Diese Cassette enthielt ein Medaillon in einem Etui, ein Packet Briefe und verwelkte Blumen und Blätter. Ich dachte an diese stolze, mächtige, absolute Königin, welche man beschuldigte, ein ehernes Herz oder gar keines zu haben, und die gleichwohl jetzt wie eine einfache schlichte Frau, wie eine Pensionärin, die ihre letzten Ferien beweint, wie eine Nonne, die ihre Freiheit betrauert, mir verwelkte Blumen und Blätter, Briefe und ein Porträt zeigte.

Das Scepter kann die Hand vertrocknen lassen, die Krone kann die Stirne der Königin sengen, aber es gibt

einen Winkel des Herzens, wo das Weib immer Weib bleibt.

Ich lächelte über diesen neuen Beweis von unserer Kraft oder unserer Schwäche, wie man will.

»Du lachst,« sagte die Königin, »und Du findest, daß ich sehr thöricht bin, nicht wahr? Wohlan, lache immer zu, wenn Du willst. Ein Theil meines Herzens ist da, wo er ist; der andere ist bei diesen Briefen, diesen Blumen und diesem Porträt. Oft wenn ich einen ganzen Tag einen Gatten, den ich hasse, und einen Geliebten, den ich verachte, ertragen habe, schließe ich mich allein in dieses Zimmer ein. Ich nehme meine theure Cassette aus meinem Secretär, ich öffne sie und sage: »Dieses Lorbeerblatt haben wir eines Abends an Virgil's Grabe gepflückt. Der Mond, welcher prachtvoll hinter dem Berge Sant Angelo aufging, warf breite Schatten auf den Pausilippo. Wir waren beide in eine dieser dunklen Ecken begraben und gleichsam abgeschnitten von der Welt der Lebenden, die unter uns brauste. Auf der Uhr des Klosters St. Antonio schlug die elfte Stunde. Er lag auf seinen Knien vor mir wie ein Schäfer Theokrit's oder Geßner's und blickte bittend zu mir empor. Wir hatten uns gesagt, daß wir einander liebten, aber ich hatte ihm noch nichts gewährt als die Jungfräulichkeit meines Herzens. Beim letzten Schlage der elften Stunde pflückte ich dieses Blatt. Ich drückte es auf meine Lippen und senkte mein Haupt zu ihm herab. Sein Mund preßte sich auf die andere Seite des Blattes, welches nun noch die einzige Scheidewand zwischen seinen Lippen und den meinigen war. Plötzlich zog ich das Blatt rasch hinweg und unsere Lippen berührten sich. Er stieß einen Schrei aus, als ob ihm ein glü-

hendes Eisen in das Herz gedrungen wäre. Ich sah ihn erbleichen, die Augen schließen und zurücksinken. Ich faßte ihn in meine Arme, ich drückte ihn an mein Herz. Es war an einem schönen Abend des Monats Mai, am siebenten; das Meer glänzte wie ein See von flüssigem Silber. Der Jupiter stand über dem Vesuv, roth, als ob er aus dem Krater desselben emporgestiegen wäre. Ach, armes welkes Blatt! Es sind nun vierzehn Jahre her, daß Du gepflückt wurdest, und Du siehst gleichwohl, daß ich nichts vergessen habe. Jede dieser Pflanzen oder dieser Blumen ist ein Merkzeichen unserer Liebe und hat seine Geschichte wie dieses Lorbeerblatt. Mit ihnen könnte ich das ganze Gedicht meines Glückes und meiner Jugend wieder zusammensetzen. Dieses Heidekrautreis trug ich in einer Nacht des Wahnsinnes an meiner Seite. Der König hatte ein bevorrechtetes Regiment, welches er seine Liparioten nannte, weil es wenigstens zum größten Theil aus Leuten bestand, welche von den liparischen Inseln stammten. Giuseppe war Capitän dieses Regiments. Zu jener Zeit ward ich von dem alten Tannucci, der mich verabscheute und den ich verachtete, scharf überwacht und wir konnten uns daher nur unter tausend Gefahren sehen. Ich brachte den König auf die Idee, seinem Regimente ein Fest zu geben. Wir kamen überein, uns zu verkleiden, er sich als Gastwirth, ich mich als Wirthin, und die Officiere des Regiments zu bedienen. Man schlug zwei riesige Zelte auf. In dem einen präsidirte der König in weißer Mütze mit an dem Gürtel aufgesteckter Küchenschürze und dem Messer an der Seite. Seine Kellner waren die vornehmsten Herren des Hofes. Ich trug das Kostüm der Frauen von Procida, ein rothes

Tuch um den Kopf, ein um die Taille herum fest anschließendes gesticktes Mieder, einen kurzen scharlachrothen Rock, welcher den untern Theil des Beins unbedeckt ließ, und meine Mägde waren die zwölf vornehmsten Hofdamen. Caramanico setzte sich an eine meiner Tafeln und ich konnte mich mit ihm beschäftigen, indem ich mich zugleich mit den Andern beschäftigte. Mit welcher Freude war ich seine Magd. Als er auf die Gesundheit der Königin trank, wußte ich, daß er die Marie Carolinens, aber nicht die der Königin meinte. Ich ging dicht an ihm vorüber, mein Kleid streifte sein Knie, mein Arm seine Schulter. Ich ging unaufhörlich hin und her und hatte stets auf diesem schmalen Wege zu thun, den er mir so schmal als möglich machte. Die Musik gab das Signal zum Tanz. Als einer der ersten Officiere des Regiments hatte Caramanico das Recht, mich aufzufordern und wir tanzten dreimal mit einander. Er hatte das Bouquet gesehen, welches ich am Gürtel trug. Er benutzte einen Augenblick, wo er nicht tanzte, um ein ähnliches zusammenzusetzen. Er gab es mir. Ich gab ihm das meinige. Dies hier ist das seinige — dieses Heidekraut mit wilden Nelken umgeben. Willst Du den Brief sehen, den er mir den nächstfolgenden Tag schrieb? Hier ist er — lies!«

Ich nahm den Brief aus den zitternden Händen der Königin und las:

»O meine geliebte Caroline! Nun bin ich wieder aus dem Himmel in die Wüste herabgestürzt, welche man die Erde nennt, wenn Du nicht da bist. Ist es ein Traum? Ist es Wirklichkeit? Eine Göttin, Hebe oder Venus, ich weiß nicht welche — beide sind blond, beide sind jung,

beide sind schön — hat mir Ambrosia aufgetragen und Nectar kredenzt. O, ich erkannte den göttlichen Trank, denn ich hatte während unserer ganzen letzten Nacht von deinen Lippen getrunken und dieser war noch berauschender als der, welchen Du mir gestern gereicht. Denke nur Eins, meine geliebte Caroline, aber denke daran mit deinem Geiste, mit deiner Seele, mit deinem Herzen, mit Allem, was Gott an Liebe in Dich gelegt hat — denke daran, mir eine Nacht zu schenken, eine jener schönen Nächte, welche mit Küssen gestirnt sind, die in meiner Erinnerung bleiben und tausendmal heller und glänzender sind, als meine Tage.

»Ach, warum bist Du Königin? Warum bist Du nicht einfach und wirklich eine jener schönen Töchter der griechischen Insel, deren Kostüm Du gestern trugst? Dann gäbe es keinen von Soldaten bewachten Palast mehr, keine von Ehrendamen bewachten Corridors, kein von einem König bewachtes Schlafgemach. Es gäbe unter unseren Füßen nur eine Barke mit dem Meere, den Himmel über unsern Häuptern, ein Vorgebirge mit dem süßen Namen Misena, einen Golf mit liebenden Erinnerungen, welcher Baja hieße; Orangenhaine, in welchen wir uns verlören, um uns so spät als möglich wieder zu finden, und welche Sorrento heißen würden. O, das Leben mit Dir, die Freiheit mit Dir, das Unglück mit Dir, den Tod mit Dir, aber nichts ohne Dich, nicht einmal den Ruhm, nicht einmal das Glück, nicht einmal einen Platz zur Rechten Gottes!

»Dein Giuseppe.«

Seufzend ließ ich den Brief fallen.

»Glaubst Du, daß er mich liebte?« fragte die Kö-

nigin, indem sie den Brief aufhob und an ihre Lippen drückte.

Ich antwortete nicht.

»Ja, ich verstehe,« fuhr sie fort, »Du fragst Dich, weil Du nicht mich zu fragen wagst, wie ich, da ich von einem solchen Manne geliebt ward, mich dazu verstehen konnte, ihn von mir zu entfernen. Du fragst Dich, wie ich, da ich ihn geliebt, jemals einen Andern lieben gekonnt. Ich habe aber keinen Andern geliebt – ich bin blos die Geliebte eines Andern gewesen, weiter nichts. Was willst Du? Cleopatra war, nachdem sie die Geliebte des göttlichen Cäsar gewesen, das Liebchen des Trunkenbolds Antonius. Sprechen wir nicht mehr davon. Dies ist mein Makel. Willst Du sein Bildniß sehen?«

Und heftig, beinahe mit Zorn, öffnete sie das Etui und hielt mir ein reizendes Miniaturporträt vor die Augen.

Es war das Bild eines Mannes von achtundzwanzig bis dreißig Jahren von mehr strengen als zärtlichen Zügen, mit schönem schwarzem Haar, schönen schwarzen Augen und schönem, bleichem Teint.

Er trug die Uniform eines Capitäns der Liparioten. Das Bild war am Morgen nach jenem verhängnißvollen Tage, an welchen der Strauß von Heidekraut und wilden Nelken erinnerte, begonnen und der Königin während der so flehentlich begehrten Nacht überreicht worden.

In diesem Augenblicke ward an der Thür gepocht.

»Wer ist da?« fragte die Königin, indem sie Blumen, Brief und Bildniß, als ob sie gefürchtet hätte, daß ein profaner Blick diese Gegenstände entweihen könne, rasch wieder in die Cassette legte.

»Ich, Madame,« antwortete eine Männerstimme.

Die Königin runzelte die Stirn, was ihrem schönen Antlitz einen unglaublichen Ausdruck von Härte gab.

»Ich hatte doch gesagt, daß ich für Niemanden zu sprechen sei,« entgegnete sie.

»Auch nicht einmal für mich?« fragte die Stimme.

»Wenn ich sage für Niemanden,« antwortete die Königin in rauhem Tone, »so gibt es keine Ausnahme.«

»Ich hatte Euer Majestät sehr wichtige politische Neuigkeiten mitzutheilen.«

»Theilen Sie dieselben dem König mit. Ich trete für heute meine Vollmacht an ihn ab.«

»Aber wenn Euer Majestät erfahren wird —«

»Ich will heute nichts erfahren,« sagte die Königin und stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

»Lady Hamilton ist wohl bei Euer Majestät?«

»Ich glaube, Sie unterstehen sich, mich auszufragen?« rief die Königin.

»Nein, Majestät, Sir William war aber da, um Mylady mitzutheilen, daß er, weil er dieselben Nachrichten empfangen wie ich, nach Caserta gehen werde.«

»Weiß er, daß Mylady hier ist?«

»Ja, Majestät.«

»Nun gut, so möge er sich nach Caserta begeben.«

»Dann gehe ich mit ihm,« fuhr die Stimme fort.

»Ja, gehen Sie.«

Man hörte das Geräusch sich entfernender Tritte.

»Er wollte mir meinen Tag verderben,« sagte die Königin.

»Aber dennoch, Madame,« wagte ich zu bemerken,

»wenn die Nachrichten, die man Ihnen mittheilen wollte, wirklich so wichtig sind, wie es scheint --«

»Heute, wo ich in der einen Hand das Bildniß des Geliebten halte und mit der andern eine Freundin an mein Herz drücke,« antwortete Caroline, »würde ich meinen eigenen Thron für einen Carlino hingeben, um wie viel mehr den Anderer?«

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.